

Marilyn Monroe des Feminismus, «Tatort»-Elend

Nummer 19 – 11. Mai 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN

Wunder von Bern
Tom Kummer besucht
die linke Kunst-Oase Progr



Meine Vision für Deutschland

Frieden, Freiheit, Wohlstand für alle.

Sahra Wagenknecht

Klimawender, Betonmischer

Die fabelhaften Verwandlungskünste des Gerhard Pfister. *Christoph Mörgeli*

Recht ist, was Putin nützt

Russlands Herrscher legt alle Hemmungen ab.

Josef Joffe

4 194407507406 19

Papiergeld zerfällt, Silber hält

Teuerung, Bankenkrise, Krieg: Niemand möchte seine Finanzen «auf Sand bauen». Doch welche Werte halten auch Stürmen stand? Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall, erklärt warum er Silber noch vor Gold empfiehlt. Und er verrät den Königsweg, um in das «wichtigste Geldmetall der Geschichte» zu investieren – das S-Deposito.



Herr Ullmann, wie lässt sich unser Erspartes absichern?

Seit Menschengedenken haben Silber und Gold ihre Kaufkraft behalten. Anders als die modernen Währungen sind diese Edelmetalle keine menschliche Erfindung, sondern chemische Elemente, die sich in der Schöpfung finden. Unsere Notenbanken schaffen Fiat-Geld aus dem Nichts. Doch der US-Dollar, der Euro und sogar der Franken haben seit ihrer Existenz massiv an Wert verloren.

«Silber scheint immer noch günstig bewertet.»

Welches Edelmetall bevorzugen Sie?

Ich empfehle Silber noch vor Gold. Gold steht zwar für die ultimative Stabilität. Aber Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte, wie auch der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman feststellte. Die Gold-Silber-Ratio zeigt, wie sich die Edelme-

talle im Verhältnis zueinander entwickeln. Momentan ist Silber knapp 80-mal billiger als Gold. Dabei bewegte sich dieses Verhältnis während des griechischen und römischen Weltreichs bei rund 13, was ungefähr dem Vorkommen in der Erdkruste eher entspricht. Gut 60 Prozent des Silbers gehen in die Industrie. Seine Eigenschaften machen es unverzichtbar in Handys, Elektroautos und Solarpanels. Zudem wirkt es antimikrobiell. Der Weg zu einer nachhaltigen, emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber. Es scheint also immer noch sehr günstig bewertet!

Wie sollte man in Silber investieren?

Einen einfachen und sicheren Zugang zu Silber erschliesst das S-Deposito von BB Wertmetall. Es vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwirbt man direkt reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen.

Dabei bewahrt die BB Wertmetall das Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100 Prozent versichert. Wer investiert, bleibt flexibel: Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

«Ein- und Auszahlung sind flexibel möglich.»

Funktioniert das S-Deposito unabhängig vom Bankensystem?

Ja. Es ermöglicht zudem Tauschgeschäfte: Bei mehr als 60 Unternehmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.

Wieso setzen Sie auf Silbergranulat?

Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und industriellen Anwendungen.



Engagiert für stabile Werte

Die BB Wertmetall mit Sitz in Lenzburg stellt Privatpersonen, Familien und Firmen innovative Produkte aus reinem Silber und Gold bereit, um wahre Werte aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Anlage- und Rohstoffexperte Werner J. Ullmann. Er hat sich als Vorstand börsenkotierter Gold-Explorationsgesellschaften sowie als Autor des Bestsellers «Profit mit Rohstoffen» einen Namen gemacht hat.

Das Wahre ist das Ganze

Der Titel dieses Editorials ist geklaut. Den Satz erstmals geschrieben hat der deutsche Überphilosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831), eine Monumentalfigur des 19. Jahrhunderts, vermutlich einer der klügsten und fleissigsten Menschen, die je gelebt haben, brillant, auf eine nicht unsympathische Art grössenwahnsinnig, zu wenig wirklich gelesen, oft missverstanden, für die einen ein Held, für die anderen eine finstere Gestalt, die sie für ein paar der schrecklichsten geistigen Verwirrungen der Menschheit verantwortlich machen, unter anderem für den Marxismus.

Ich sehe das anders. Hegel war ein Genie. Ich kann nicht behaupten, alle seine Schriften gelesen, geschweige denn verstanden zu haben, aber unser Professor an der Uni hatte zu diesem schwierigen Autor eine vernünftige Devise: Hegel lesen sei wie fliegen. Wer es zu langsam tue, stürze ab. Man muss sich also auf diesen Denker mit dem Mut zur fundierten Oberflächlichkeit stürzen. Dann, und vielleicht nur dann, kann daraus eine fruchtbare Beziehung werden. Für meine Hegel-Lektüre, die mit Unterbrüchen über dreissig Jahre dauert, trifft es zu.

«Das Wahre ist das Ganze.» Ich glaube, dieser Satz steht in Hegels phänomenaler Schrift «Phänomenologie des Geistes» von 1807. Das Vorwort beendete der Philosoph, damals in Jena lehrend, ausgerechnet dann, als nur wenige Kilometer entfernt in der berühmten Schlacht der Franzosenkaiser Napoleon die preussischen Truppen vernichtend schlug und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation auflöste, um stattdessen seine eigene Version des Römischen Reichs unter dem Feldzeichen der alten Legionen, dem Adler, und den Werten der Aufklärung zu begründen.

Viele sehen in Napoleon heute einen fürchterlichen Diktator und Massenmörder, der Hunderttausende in den Tod trieb und am Schluss alles verspielte, was er aufgebaut hatte. Für Hegel war der «Empereur» der «Weltgeist zu Pferde», der Universalmensch der damaligen Zeit, Verkörperung aller Gegenwartstendenzen, die der Philosoph in seinen Schriften zu fassen versuchte, ein bis heute unerreichtes Denkgebäude. Hegels Werk ist eine Art Kölner Dom der Philosophie, so kühn und so vollkommen, dass beim

Betrachter das Staunen fast schon in Misstrauen umschlägt.

«Das Wahre ist das Ganze»: Diesen Satz Hegels verstehe ich so, dass man die Welt nur begreifen kann, wenn man alles in seinen Zusammenhängen und Gegensätzen als das Produkt geschichtlicher Prozesse, eben als Ganzes sieht. Nichts ist allein aus sich selbst heraus verständlich, die Wirklichkeit ist ein dauerndes Werden und Vergehen, ein Gemenge von Kräften und Gegenkräften, Tendenzen und Wider Tendenzen, die sich gegenseitig erzeugen und

Hegel trotzte dem Herdentrieb des Menschen, stellte die Freiheit ins Zentrum seines Denkens.

erklären. Hegel war ein scharfsinniger Diagnostiker, der die Philosophie als Methode sah, die dem Denken, ja dem Menschen ganz allgemein innewohnende Einseitigkeit zu überwinden.

Hegel erkannte: Einseitigkeit ist Gift, der grösste Feind des Denkens. Wir würden hinzufügen: nicht nur des Denkens, sondern auch des Handelns. Wer nur eine Seite sieht, sieht bestenfalls die Hälfte, denkt folglich einseitig, entscheidet einseitig, handelt einseitig und damit irrig. Vermutlich würden bis hierhin die meisten beipflichten, aber sobald wir Hegels Befund auf die Gegenwart anwenden, ist die Einigkeit dahin. In fast allen Themen, die wir heute diskutieren, regiert die Einseitigkeit, regiert das «abstrakte Denken», wie Hegel formuliert, scheint Einseitigkeit geradezu Pflicht.

Hegel war ein Philosoph des Verstehens. Vielleicht war Hegel der grösste Verstehende, den die Welt je gesehen hat. Er hätte wohl sarkastisch gelächelt, wenn ihm einer gesagt hätte, dass die philosophisch-aufklärerische Tugend des Verstehens einmal unter Verdacht geraten würde. Vielleicht hätte er auch nicht gelächelt und stattdessen zu verstehen versucht, warum Menschen, anstatt sich der Instrumente ihres Denkens frei zu bedienen, dazu neigen können, gleichsam eine Hirnhälfte abzuschalten, um der Einseitigkeit zu erliegen und die Vielseitigkeit zu ächten.

Kein Denker fehlt heute schmerzlicher als Hegel. Sei es Klima, Corona, Gender oder jetzt

der Krieg in der Ukraine. Die Diskussionen darüber laufen bei uns derart einseitig, dass die Ergebnisse dieser Diskussionen nur schon deshalb nicht stimmen können. Die fletschende Intoleranz, mit der die angeblich richtigen Meinungen bei uns vorgetragen werden, hat längst etwas im schlechten Sinn Religiöses, etwas Sektiererisches. Hegel kannte dieses Phänomen, den Tugendterror, die Gesinnungsraserei der Französischen Revolution. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Einseitigkeit ist Einfalt, und beides wäre gemäss Hegel auch ein Symptom des Verfalls von Institutionen. Demokratie heisst Auswahl, Vielfalt. Sie muss sichergestellt werden durch Gesetze, Parteien, Medien, Kirchen, Vereine, alle Bürger, Regierungen. Wenn alle Parteien mehr oder weniger das Gleiche erzählen, wenn die Medien den Regierungen nachschreiben, wenn Kirchen dem Zeitgeist huldigen, statt Widerstand zu leisten, wenn sich das Gefühl ausbreitet, man könne seine Meinung nicht mehr sagen, ohne dafür bestraft oder ausgegrenzt zu werden, ist etwas faul im Staat.

«Das Wahre ist das Ganze»: Hegel war ein genialer Philosoph und Schriftsteller, wenn auch mit einem etwas sperrigen Stil. Hegel trotzte dem Herdentrieb des Menschen, stellte die Freiheit ins Zentrum seines Denkens, die Freiheit, ja den Mut, das Ganze sehen und verstehen zu wollen. Nichts kann ohne sein Gegenteil, seine Gegenkraft verstanden werden, rechts nicht ohne links, Russland nicht ohne Amerika, Europa nicht ohne Asien, die Schweiz nicht ohne die EU, kein Krieg ohne die Geschichte aller Kriegsparteien, die sich daran beteiligen.

Hegels Denken der Vielseitigkeit alles Wirklichen ist der Feind der Propaganda. Wir leben in Propaganda-Zeiten. Darum ist das Verstehen verboten, steht «das Ganze» unter Verdacht, ist die Wahrheit unerreichbar geworden und die Lüge zur Norm. Wir brauchen mehr Hegel, mehr Vielfalt, weniger Propaganda, mehr Verstehen. Das Ganze, die Wahrheit, muss wieder gedacht werden dürfen. Hegel ist eine Radikalkur zum Gift des einseitigen, kriegerischen Denkens. Das macht ihn zum Philosophen nicht nur der Freiheit, sondern zu einem der weltgrössten Denker des Friedens. R. K.

Nato-Bundesrätin Amherd, Charles III. und der Zauber der Krönung, FDP und SVP – es ist kompliziert, Bernard Arnaults Nachfolgeregelung, Tom Kummers Expedition in die Berner Kunst-Oase Progr

Verteidigungsministerin Viola Amherd war bis anhin der Liebling der Mainstream-Medien. Sie traut sich meistens nur dann aus der Deckung, wenn sie absolut sicher ist, dass sie die öffentliche Mehrheitsmeinung hinter sich hat. Nun will sie ein neues, aber unnötiges Staatssekretariat im VBS errichten. Wie immer hält sie ihre wahren Absichten jedoch verborgen. Es wird immer offensichtlicher, dass sie insgeheim unter dem Eindruck des Ukraine-Kriegs und am Volk vorbei den schleichenden Beitritt der Schweiz zur Nato anstrebt. Den eigentlichen Problemen ihres Departements geht sie dagegen aus dem Weg. Betrachtungen über eine Bundesrätin, über die man inzwischen vermehrt zu hören bekommt, sie sei eine krasse Fehlbesetzung. **Seite 22**

Für etliche Zaungäste aus dem fernen Ausland war die Krönung von Charles III. eine antiquierte Schrulligkeit. Für andere ein kostspieliges Ärgernis. Nicht so für die meisten Briten. Die Zeremonie verkörperte «die Einzigartigkeit unseres Landes, eine Bekräftigung der moralischen Werte, nach denen unsere Gesellschaft lebt – einen Akt nationaler Verbundenheit», schreibt Toby Young. In einem Essay legt der britische Historiker und Vorkämpfer für die Meinungsfreiheit dar, warum sich selbst melancholische Pop-Barden wie Nick Cave von der *gravitas* der Royals verzaubern lassen. **Seite 30**

Noch knapp fünf Monate, dann finden die Nationalratswahlen statt. Das bürgerliche



Recherche zur Halluzination:
Autor Kummer im Progr, Bern.

Lager steht unter Druck. Die Staatsausgaben steigen, immer mehr Migranten drängen ins Land, und Mitte-links unternimmt alles, um den Sozialstaat weiter auszubauen. Angesichts der anstehenden Herausforderungen wäre eine Zusammenarbeit von FDP und SVP angezeigt denn je. Doch in der Realität passiert das Gegenteil. Die beiden rechten Parteien driften immer weiter auseinander. Das jüngste Beispiel sind die Auseinandersetzungen und die gegenseitigen Schuldzuweisungen beim Klimagesetz. Auch

in den Kantonen kommt die Zusammenarbeit für den Urnengang am 22. Oktober nicht vom Fleck. Das Resultat ist absehbar. Vom Zoff profitieren die politischen Gegner. **Seite 42**

Es gibt die Kremlologen, die Nordkorea-Lippenleser und weitere Entschlüssler von Regimes, Unternehmen et cetera, über die wenig prüfbare Informationen nach aussen gelangen. Mark van Huisseling befasst sich seit Jahren mit reichen, mächtigen Familien wie den Arnaults; Oberhaupt Bernard ist gegenwärtig der reichste Mann der Welt. Zu solchen Clans gehörende Menschen sind in der Regel auch nicht besonders interessiert, Interna auf die grosse Bühne zu tragen (oder dann Interna, die ihnen dienen). Was unser Kolumnist über das Gerangel der fünf Jungen um die Nachfolge des 74-jährigen Alten, der, übrigens, noch keine Neigung zeigt, in den Ruhestand zu treten, herausgefunden hat: **Seite 50**

Zuerst habe es sich wie ein Heimspiel angefühlt. Sechshundert Meter liegen zwischen Progr und Reithalle – wo unser Autor Anfang der 1980er Jahre einen Teil seiner Jugend verbracht hat. Doch dann verwandelte sich die Recherche zur Halluzination. Ein zweites riesiges Kulturzentrum mitten in der Stadt Bern ist entstanden. Populär und profitabel dazu. «Bern schafft, was Zürich nie schaffen wird», war darum von Kunstschaffenden und *party people* oft zu hören. «Burn Pride!» **Seite 55–59**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

**INKL.
RÄUBER-
GESCHICHTEN
VOM DORF-
POLIZISTEN.**



**Wo gute Gespräche beim
Einkaufen noch dazu gehören.**

Im Volg hat eine spontane Unterhaltung genauso Platz, wie die vielfältigen Produkte des Alltags. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, prägt Volg mit seinen rund 600 Läden das Dorfleben in der Schweiz.

Volg
frisch und freundlich



Hallo, Nato: Viola Amherd. S. 22



Leuchtturm Europas: Václav Klaus. S. 26



Anti-Trans: Kellie-Jay Keen. S. 44

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Die wichtigste Zahl zum Klimagesetz
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber König Charles III.
- 10 Tagebuch Silvio Bircher
- 13 Bern Bundeshaus Friedenstaube Maurer
- 14 Sahra Wagenknecht
Meine Vision für Deutschland
- 17 Weisheit des Herzens
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Maulkorb für Tucker Carlson?
- 20 Mörgeli Die Welt des Benjamin Triebe
- 20 Covid-Gesetz Unnütze Verlängerung
- 21 Peter Bodenmann
Kosovare repariert Schweizer. Gut so
- 22 Nato-Bundesrätin Viola Amherd
Walliserin will Generäle entmachten
- 23 News Angriff auf den Muttertag
- 24 Serbien unter Schock
Gewaltverherrlichung auf Tiktok
- 25 Lichtblicke
Hurra, wir leben in einer Bananenrepublik
- 26 Václav Klaus «Die USA haben sich verändert, leider nicht zum Guten»
- 28 Gerhard Pfister
Energiewender und Zementmischer
- 29 Kurt W. Zimmermann
«Ami, don't go home!»
- 30 Die Bedeutung der Krönung
Grossbritanniens gelassener Patriotismus
- 32 Natur Mauerseglers späte Heimkehr
- 33 Brief aus Istanbul

- 34 Recht ist, was Putin nützt Russlands
Präsident kennt keine Hemmungen mehr
- 36 Klimapopulist Knutti
Der ETH-Forscher missbraucht sein Amt
- 37 Anabel Schunke Katastrophe mit Ansage
- 38 Batterien sind unsere Zukunft
Sinkende Kosten, steigende Leistung
- 39 News Gewerkschaften entdecken Europa
- 40 Ziryab Der Muslim, der uns Manieren lehrte
- 41 Thilo Sarrazin
Abstieg im Land der Tüftler und Denker
- 42 Geschwisterliebe, Geschwisterhiebe
FDP und SVP im Wahljahr
- 43 Inside Washington Bidens Baby-Krieg
- 44 Marilyn Monroe des Feminismus
Anti-Trans-Aktivistin Kellie-Jay Keen
- 45 Tamara Wernli
Attraktivste Eigenschaft eines Mannes
- 46 König Arnault Der reichste Mann
und seine Erben
- 48 Kartoffeln, Freizeit, Steuern
Essay von Ökonom Stefan Felder
- 49 John Wayne Als Gott noch Amerikaner war
- 50 Dr. Kellogg und sein wilder Sohn
Wenn Menschen zu Affen werden
- 51 Ursula von der Leyen Der Wähler,
das unberechenbare Wesen
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachrufe Philippe Sollers, Isabel Pedro
- 54 Beat Gygi
Lebensgefährliche Medikamentenpreise

PARADIESE: PROGR BERN

- 55 Wunder von Bern
Tom Kummer in der linken Kunst-Oase

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Schmerzende Stelle, heilende Salbe
Weltliteratur von Christine Lavant
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Ärger sonntags um acht
Kult-Krimi «Tatort»
- 68 Fernsehen
- 68 Film «Plan 75»
- 69 Alben für die Ewigkeit
Aerosmith: «Toys in the Attic»
- 70 Ausstellung «Re-Orientations –
Europa und die islamischen Künste»
- 71 Games «Resident Evil 4»
- 71 Jazz Joe Lovano: Trio Tapestry

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Dornröschen
- 74 Häuser
- 76 Bei den Leuten «Know How Place»
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Auf einen Kaffee mit ... Karl Müller senior
- 82 Das indiskrete Interview Heliane Canepa

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

4 **Projektankündigung**
8311 Brütten



ab CHF 1'650'000.-
4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.hofacker-bruetten.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



ab CHF 1'641'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

8 **Vistadelsole**
8370 Sirmach



CHF 727'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-
7½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



Alle Wohnungen reserviert
2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Projektankündigungen

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch
powered by Lerch/Partners

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Die wichtigste Zahl zum Klimagesetz

Die Schweiz hat seit 1850 nicht einmal 0,002 Grad zur globalen Erwärmung beigetragen. Der Nutzen von «netto null» ist – null.

Philipp Gut

Null Komma null null zwei Grad – über diese Zahl spricht im Abstimmungskampf zum Klimagesetz, dem «Bundesgesetz über die Ziele im Klimaschutz, die Innovation und die Stärkung der Energiesicherheit» (indirekter Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative), niemand. Dabei ist es die vielleicht wichtigste Zahl, die man zur Volksabstimmung vom 18. Juni kennen sollte. Weniger als 0,002 Grad – das ist der Beitrag der Schweiz zur globalen Erwärmung seit der Industrialisierung. Oder anders und noch etwas präziser formuliert: Im Zeitraum von 1850 bis 2021 haben die Schweiz, ihre Menschen und Tiere das Klima mit dem Ausstoss von Treibhausgasen (CO₂, Methan, Lachgas) um knapp zwei Tausendstel Grad erwärmt. Das entspricht einem Anteil von 0,1 Prozent oder einem Tausendstel.

Treppenwitz der Klimageschichte

Herausgefunden hat dies ein Team um den Klimaforscher Matthew Jones, der am Tyn-dall Centre for Climate Change Research an der School of Environmental Sciences an der University of East Anglia arbeitet. Dabei haben Matthew und seine Kollegen den Beitrag einzelner Länder zur Erderwärmung in den letzten 171

Jahren untersucht. Am grössten ist demnach der Anteil der USA (18,6 Prozent, 0,279 Grad) und Chinas (12,5 Prozent, 0,199 Grad).

Der Beitrag der Schweiz hingegen ist vernachlässigbar. 0,002 Grad – welcher Organismus, welches Lebewesen, welcher Baum, welches Tier, welcher Mensch würde einen solch fast nicht mehr messbaren Temperaturunterschied spüren? Die Resultate der Studie sind umso glaubwürdiger, als die Autoren nicht im Verdacht stehen, «Klimaskeptiker» zu sein. So sprach denn auch der *Tages-Anzeiger* von einer «Rangliste der Klimasünder». Die Schweiz gehört definitiv nicht dazu. Diese historischen Erkenntnisse decken sich mit aktuellen Daten: Auch heute steuert unser Land nur rund einen Tausendstel zu den weltweiten CO₂-Emissionen bei.

Die politische Pointe dieser Zahlen und Fakten: Mit einem Ja zum Klimaschutzgesetz können wir das Klima, welches das Gesetz zu schützen vorgibt, nicht schützen. Die Wirkung der einschneidenden Massnahmen wäre annähernd null (der Begriff «netto null» bekommt so eine neue Bedeutung). Wir könnten damit nicht einen Quadratzentimeter Gletscher retten, keinen einzigen Hitzetag verhindern und schon gar

nicht «unwiderruflich zerstörte Ökosysteme» (*Tages-Anzeiger*) wiederherstellen. Doch genau dies behaupten die Befürworter des Gesetzes: «Schützen, was uns wichtig ist», lautet ihr Slogan. Ein Treppenwitz der Klimageschichte.

Blankocheck für Bevormundung

Dieser Witz – und hier wird es ernst – kommt uns allerdings teuer zu stehen. Die Gegner rechnen unter Berufung auf eine ETH-Studie mit Kosten von 387 Milliarden Franken. Eben-

Der Ausstieg aus den fossilen Energieträgern führt zu einem riesigen Mehrbedarf an Strom.

falls aus Berechnungen der ETH geht hervor, dass die jährlichen Energiekosten pro Kopf von heute 3000 auf 9600 Franken steigen werden. Die Steuerzahlerinnen und Steuerzahler müssten Milliardensubventionen an ohnehin boomende Branchen leisten. Belastet würde die Bevölkerung auch durch steigende Mieten und Produktpreise. Die Wirtschaft würde, wie es die *Weltwoche* formulierte, zu einer Vollbremsung gezwungen.

Hinzu kommen die Folgen für die Energieversorgung. Der Ausstieg aus den fossilen Energieträgern – und damit ein faktisches Verbot für Benzin, Diesel, Öl und Gas – führt zu einem riesigen Mehrbedarf an Strom. Und dies, während wir gleichzeitig die Kernkraftwerke abstellen. Selbst Berufsoptimisten geraten ins Grübeln, wenn sie diesen Tatsachen ins Auge sehen. Ganz zu schweigen von der Landschaftverschandelung durch Tausende Windräder und Millionen von Quadratmetern an Solarpanels, die die Augen blenden.

Last, but not least stellt das Klimagesetz dem Bundesrat einen Blankocheck aus, um die Bürgerinnen und Bürger mit Zwangsmassnahmen wie Kleinkinder zu bevormunden («Nein, mit diesem Motor darfst du nicht fahren», «Nein, mit dieser Heizung darfst du nicht heizen», «Nein, in diesem Haus darfst du nicht wohnen»). Und das alles wegen 0,002 Grad?



Selbst Berufsoptimisten geraten ins Grübeln: Fricktaler Chriesiweg.

Lieber König Charles III.

Leider hatte ich nicht die Geduld, die ganze Krönungszeremonie mitzuverfolgen. Es dauerte trotz Kürzungen ein bisschen lange. Und dann diese Gewänder, sorry, aber es sah zeitweise aus wie eine Dragqueen-Show in Zeitlupe.

Natürlich habe ich mir als französisch-schweizerischer Doppelbürger so meine Gedanken gemacht. Als Schweizer weiss ich, dass wir alles, was am britischen Hof geschieht, mit grossem Interesse verfolgen. Dabei aber denken: Verrückt, dass es die Royals mit ihren Kutschen und Schlössern noch gibt.

Als Franzose staune ich noch viel mehr: Wir sind gerade dabei, eine Art König, unseren Emmanuel Macron, zu köpfen – virtuell und politisch –, weshalb Sie ja Ihren ersten Auslandsbesuch als König nicht wie geplant in Frankreich absolvieren konnten und nach Deutschland ausweichen mussten.

Wir Franzosen köpfen jeden, der sich wie ein König aufführt, das hat bei uns Tradition.



Was für ein gigantischer Unterschied: Charles III.

Ihr Engländer haltet dagegen stur an einem Krönungsritual fest, das es sonst nirgends mehr gibt.

Aber ich muss schon sagen: Sie machen das hervorragend, Sie lassen sich und Ihre Frau Camilla cool zu König und Königin krönen, als wären wir noch im Mittelalter. Und gucken

unter der Krone mit einer Selbstverständlichkeit hervor, als ob es in Grossbritannien niemanden gäbe, der sie am liebsten mit Tomaten bewerfen möchte.

Da sieht man, was für ein gigantischer Unterschied noch zwischen Frankreich und England besteht. Man sieht auch, dass die lieben Schweizer Medien, die im Vorfeld Ihrer Krönung dauernd von der englischen Jugend und den republikanisch gesinnten Bürgern berichteten, die die Monarchie abschaffen möchten, wohl ihrem *wishful thinking* erlegen sind.

Wenn etwas Bestand hat auf Ihrer Insel, dann sind es die City-Banker und die Royals. Jetzt hoffe ich nur, dass Sie Ihren William nicht so lange auf die Krone warten lassen wie Ihre Mutter Sie. Sie wissen ja, wie mühsam das ist.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Silvio Bircher



Erste Bundesrätin der Schweiz: Elisabeth Kopp. Zusammen wurden wir 1979 in den Nationalrat gewählt, sie FDP, ZH, ich SP, AG. Mit uns vereidigt wurden Christoph Blocher, Kaspar Villiger, Franz Steinegger, Flavio Cotti, Adolf Ogi. Über sie später im «Tagebuch». Letzte Woche die Trauerfeier in Zumikon, wo die Familie Kopp wohnte, wo Elisabeth viele Jahre Gemeindepräsidentin war. Wohin sie sich 1989 nach ihrem Rücktritt zurückzog.

Im Nationalrat arbeiteten wir gut zusammen. Später, als sie von vielen geächtet wurde, tauschten wir in losen Abständen einige Zeilen aus. Sie kam auch nach Aarau an meine Feier nach vierzig Jahren politischer Aktivität. Zur Begeisterung der Gäste konnte ich mit ihr einen Talk abhalten, wo auch Tabus angesprochen wurden. So war es für mich eine Ehrensache, an ihrer Trauerfeier teilzunehmen.

Damit fiel ein Vorhang über ein Stück Schweizer Geschichte, die das Schweizer Volk, angetrieben von den Medien, Ende 1988 und Anfang 1989 aufgewühlt hat. Alles ging mir durch den Kopf, als ich nach dem Umsteigen in Zürich mit der Forchbahn im höhergelegenen Zumikon ankam. Vor mir das Gemeindehaus, daneben die Kirche. Nichts von Barock, ein Hauch von protestantischer Strenge wehte mir entgegen.

Ich war nie bei Kopp zu Hause, ja, ich war noch nie in Zumikon. In meiner Nationalratszeit lernte ich die einzige Tochter des Ehepaars Kopp kennen. Wir beide sassen im Vorstand der Schweizerischen Pfadistiftung, wo wir uns für neue Lagerplätze einsetzten. Brigitt Küttel-Kopp hielt die einzige nichtpolitische Trauerrede, stützte ihre

Mutter während schwieriger Jahre, auch und besonders als Vater Hans W. Kopp, einst gefeierter Medienexperte, Jahre vor Elisabeth Kopp schwer erkrankte und verstarb.

Die starke Liebe der beiden Elternteile mag mit ein Grund für das verhängnisvolle Telefon der Justizministerin an ihren Gatten gewesen sein, worin sie ihm einen Tipp gab. Die Telefon-

Der Zürcher Wirtschaftsfreisinn hatte ein gespaltenes Verhältnis zu Elisabeth Kopp.

geschichte gelangte an die Öffentlichkeit. Dann begann sich die Spirale zu drehen mit der Tendenz, die erste Bundesrätin fallenzulassen. Ein Mann hätte dieses Telefon ausgesessen, hiess es in einer Rede, mit unausgesprochenem Seitenhieb zu einem amtierenden Bundesrat.

Auch der damalige Kollegialbundesrat verweigerte ihr die Rückendeckung. Jetzt sprach in einer Würdigung Aktiv-Bundesrätin Karin Keller-Sutter den vorwurfsvollen Satz aus: «Der damalige Bundesrat hat sich von der allgemeinen Stimmung mitreissen lassen und sie im schwierigsten Moment alleingelassen.» So war es ein wichtiges Zeichen, dass von der damaligen Landesregierung die Herren Koller (CVP) und Ogi (SVP) der Trauerfeier beiwohnten. Stich und Felber (beide SP), Cotti (CVP) und ihr FDP-Parteikollege Delamuraz sind verstorben.

Auch die eigene Partei und die Frauen hätten Kopp nicht geholfen. «Elisabeth Kopp hat einen hohen, einen zu hohen Preis bezahlt», schmetterte der freisinnige Zumiker Redner ins Kirchenschiff. Es war dann nicht erstaunlich, dass der aus dem Aargau angereiste FDP-Präsi-

dent Thierry Burkart nach der Feier Medienvertretern sagte: «Ich sage im Namen der FDP Entschuldigung, dass die Partei damals die Verstorbene alleingelassen hat.»

Christoph Blocher, Jahre nach Kopp's Rücktritt in den Bundesrat gewählt, war bekanntlich als SVP-Leader oft politischer Rivale der Zürcher FDP. Er äusserte nach der Trauerfeier, dass er Elisabeth Kopp stets geschätzt habe, auch wenn sie oft verschiedener Meinung gewesen seien. Für viele Frauen habe sie den Weg bereitet.

Der damalige Zürcher Wirtschaftsfreisinn hatte ein gespaltenes Verhältnis zu Elisabeth Kopp. Nach den Zürcher Bundesräten Willy Spühler (SP), Ernst Brugger, Fritz Honegger und Rudolf Friedrich (alle FDP) nominierte die FDP-Fraktion in einem Zweievorschlag als Wirtschaftsvertreter den Aargauer FDP-Präsidenten Bruno Hunziker und die aufstrebende, in Frauen- und Umweltfragen aufgeschlossene Zürcher Nationalrätin Kopp. Nur die SP unterstützte sie, die anderen Fraktionen gaben die Stimme frei. Die Zürcherin obsiegte gegen Hunziker mit 125 gegen 95 Stimmen. 1989, als nach ihrem Rücktritt die Nachfolgewahl stattfand, gingen die Zürcher wieder leer aus. Den favorisierten FDP-Präsidenten Steinegger übergang man, da seine Ehe in Auflösung war, und gewählt wurde der unbefleckte Luzerner Kaspar Villiger. «Endlich wieder ein Wirtschaftsvertreter», seufzte ein Zürcher FDP-Nationalrat nach der Wahl. Er lebt noch, war aber nicht an der Trauerfeier, die ich nicht so schnell vergessen kann.

Silvio Bircher war National- und Regierungsrat (SP, AG) und wirkt heute als Publizist und Autor, etwa von «Wahlkarussell Bundeshaus – Umstrittene Bundesratswahlen und Schweizer Politik».

DIE WELTWOCH

Melden Sie
sich jetzt an!

Leser-Turnier

2. Weltwoche Open

Donnerstag, 6. Juli 2023, in Andermatt



Verbringen Sie einen Tag mit den Golfern aus der Redaktion!
Abendbankett im «Chedi» in Anwesenheit von **Roger Köppel**.

Übernachtung zu Spezialkonditionen in den Spitzenhotels
«The Chedi» und «Radisson Blu»

Mit Schnupperkurs für Anfänger

Programm und Anmeldung unter www.weltwoche.ch/golf

THE CHEDI
ANDERMATT, SWITZERLAND

Radisson **BLU**
REUSSEN. ANDERMATT

ANDERMATT 
SWISS ALPS



DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch



Friedenstaube Ueli Maurer

Das Engagement des Alt-Bundesrats für gute Beziehungen mit China verdient Anerkennung. Sein Einsatz im Dienst der Schweiz ist vorbildhaft für Magistraten im Ruhestand.

Eigentlich ist Ueli Maurer seit Dezember 2022 im Ruhestand. In den Medien ist er allerdings so präsent, dass man glaubt, er sei noch immer in Amt und Würden. Manche versuchten, dem früheren Finanzminister und SVP-Politiker einen Strick zu drehen, weil er dem Botschafter Chinas in Bern kürzlich einen Höflichkeitsbesuch abstattete. Diese Kritik ist fehl am Platz.

Die Schweiz hat 2013 ein Freihandelsabkommen mit China unterschrieben. Als der damalige Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) das Abkommen ins Trockene brachte, jubelte die ganze Schweiz. Was also spricht dagegen, dass Maurer als pensionierter Bundesrat einen Beitrag zur Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen mit einem unserer wichtigsten Handelspartner leistet? Es ist im Interesse des Landes – zumal Parlamentarier wie SP-Politiker Fabian Molina diese Bemühungen mit Provokationen regelmässig kompromittieren.

Ämter, Bücher, Privatleben

Die altgedienten Bundesräte versuchen auf unterschiedliche Weise, ihr neues Schattendasein zu meistern. Und sicherlich kämpft auch Maurer – wie andere Magistraten im Ruhestand vor ihm – gegen die gähnende Leere im Terminkalender. Mit seinem Auftritt hat Maurer keineswegs Neuland betreten. CVP-Bundesrat Joseph Deiss amtierte von 2010 bis 2011 als

Sicherlich kämpft auch Maurer gegen die gähnende Leere im Terminkalender.

Präsident der Uno-Generalversammlung und war in dieser Funktion ebenfalls diplomatisch tätig. Unterdessen ist Deiss auf den Pilgerwegen zwischen Canterbury und Rom unterwegs und veröffentlichte über seine Wandererlebnisse bereits zwei Bücher.



Neues Schattendasein: Maurer am Sechseläuten.

Der frühere SP-Bundesrat Moritz Leuenberger liess sich nach seinem Rücktritt in den Verwaltungsrat des Bau- und Immobilienkonzerns Implemia wählen – und erntete einen Shitstorm. Dies, weil es um ein Mandat im direkten Wirkungsbereich des ehemaligen Infrastrukturministers ging: Implemia war am Gotthardbasistunnel beteiligt. Zwei Jahre später gab Leuenberger diesen Job bereits wieder ab.

Nicht schnell genug konnte es wiederum Bundesrätin Doris Leuthard (Mitte) gehen, ihre bundesrätlichen Erfahrungen in der Privatwirtschaft zu vermarkten. Sie nahm nach ihrem Abgang 2018 rasch im Verwaltungsrat von Coop und des Fleischverarbeitungsunternehmens Bell Einsitz. Inzwischen sitzt die frühere Verkehrsministerin auch im Verwaltungsrat des Bahnunternehmens Stadler Rail. Für Schlagzeilen sorgte sie auch privat, zum Beispiel als Opfer häuslicher Gewalt.

Ruhiger ging es der frühere Innenminister Pascal Couchepin (FDP) an. Er verbrachte sein Rentnerdasein bisher mit Engagements in

wohltätigen Stiftungen, mit Lesen und Studienreisen. Alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) schreibt gescheite Bücher über die Schweizer Neutralität. Sowohl Couchepin wie Calmy-Rey nahmen in den letzten Jahren regelmässig in Interviews zu politischen Problemen und Themen öffentliche Stellung.

Überflieger Blocher

Calmy-Reys Nachfolger im EDA, Didier Burkhalter (FDP), der 2017 überraschend und wohl auch frustriert über den Widerstand gegen ein institutionelles Rahmenabkommen mit der EU zurücktrat, publizierte unmittelbar danach zwei Bücher. Seither dringt von ihm nichts über den Röstigraben.

Funkstille herrscht auch beim früheren Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP). Ein einziges Mal meldete er sich aus dem Ruhestand zurück, um in der NZZ seinen Parteikollegen Ignazio Cassis wegen des mit

Brüssel ausgehandelten Rahmenvertragsentwurfs zu zerzausen.

Von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) erwartete man, dass sie ein internationales Mandat im Bereich Umwelt oder Klima übernimmt. Seit ihrem Rücktritt im letzten Jahr ist sie jedoch abgetaucht. Die einstige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) präsidiert heute die Stiftung Pro Senectute und meldet sich jeweils zurück, wenn es um Fragen der AHV geht.

Ein einziger Altbundesrat mischt das Land seit seiner Abwahl 2007 bis heute politisch auf: Jahrhundertpolitiker Christoph Blocher. Nach seinem Leben im Siebnergremium kehrte Blocher zuerst in den Nationalrat zurück, gab dieses Mandat dann wieder ab, ist aber bis heute omnipräsent, wie man dies kürzlich bei der politischen Debatte um die Zwangsfusion von Credit Suisse und UBS beobachten konnte.

Fazit: Wenn altgediente Magistraten wie Ueli Maurer ihre Erfahrungen weiterhin in den Dienst der Eidgenossenschaft stellen, sollte man dies würdigen und nicht kritisieren.



Endlich souverän werden: Autorin Wagenknecht.

Meine Vision für Deutschland

Frieden, Freiheit, Wohlstand für alle.

Sahra Wagenknecht

Berlin
Kürzlich hatte ich ein Gespräch mit einem Geschäftsmann aus Südkorea, der sich zum ersten Mal in Deutschland aufhielt und verunsichert wirkte. Er erzählte, dass Deutschland in seiner Heimat als Vorbild für Tugenden wie Pünktlichkeit, Ordnung und Akkuratessse, für einen solide funktionierenden Staat und gute Ingenieursarbeit gelte. Seine erste prägende Erfahrung hierzulande: eine Fahrt mit der Deutschen Bahn, bei der der Zug sein Ziel mit zwei Stunden Verspätung erreichte. Es gab auch nichts zu essen, weil das Bordbistro ausser Schokoriegeln keine Speisen im Angebot hatte. Bei der zweiten Fahrt nimmt er den Mietwagen: grosser Umweg und langer Stau, weil eine unsanierte Brücke gesperrt werden musste. Schliesslich in der Hauptstadt: Verkehrschaos, weil die Klimakleber unterwegs sind.

Man kann von Glück sagen, dass der Mann bei seinem Aufenthalt keinen Anlass hatte, eine Schule in einer ärmeren Wohngegend zu besuchen, sich um einen Kita-Platz zu bemühen, einen Termin bei einem Bürgeramt in Berlin zu erfragen oder als Kassenpatient zur Abklärung einer potenziell gefährlichen Diagnose auf einen Facharzttermin zu warten. Dann wäre sein Deutschland-Bild sicher endgültig zusammengebrochen.

Dauernotstand der Ampelkoalition

Der einzige Punkt in seiner Aufzählung, der noch halbwegs stimmt, ist die gute Ingenieursarbeit in Tausenden Industriebetrieben, vielfach Mittelständler, die das Rückgrat unserer Wirtschaft und den Grundpfeiler unseres Wohlstands bilden. Noch. Denn nachdem die Regierungen der letzten zwanzig Jahre

die Infrastruktur verlottern liessen, die Verwaltungen im Ergebnis mangelnder technischer und personeller Ausstattung teilweise funktionsunfähig gemacht haben und existen-

Die aktuellen Wirtschaftsdaten sind so schlecht, dass es selbst einem grünen Wirtschaftsminister auffallen müsste.

zielle öffentlichen Dienste – Bildung, Gesundheit, Pflege – durch finanzielles Aushungern und verfehlte Anreize in einen Dauernotstand versetzt haben, geht es unter der Ampelkoalition jetzt auch noch unserer Industrie an den Kragen. Wenn wir nicht schnell zur Besinnung kommen, dürften die Tage, in denen Deutschland zu den führenden Industrienationen der Welt gehörte, bald gezählt sein.

Die aktuellen Wirtschaftsdaten sind so schlecht, dass es selbst einem grünen Wirtschaftsminister und seinem Klüngelapparat auffallen müsste. Im Schlussquartal 2022 ist die deutsche Wirtschaft um 0,5 Prozent geschrumpft. 2023 wird es im besten Fall Nullwachstum geben, der Internationale Währungsfonds (IWF) erwartet ein Minus. Mit diesen Werten ist Deutschland Schlusslicht in Europa und wird es bis auf weiteres wohl bleiben.

Nur in einem sind wir Spitze: der Inflation. Die Preissteigerungen liegen seit Monaten um die 7 Prozent, und es wären noch deutlich mehr, wenn man vor kurzem nicht mal eben die Definition des zugrundeliegenden Warenkorbs verändert hätte. Lebensmittel verteuerten sich binnen Jahresfrist um 22 Prozent, für Energie müssen Familien heute 40 Prozent mehr berappen.

Niedergang der Wohlstandsstütze

Natürlich wäre es noch keine Tragödie, wenn eine starke Wirtschaft mal ein paar Quartale stagnierte. Auch eine kurzfristige Preisinflation wäre verschmerzbar, wenn alles schnell wieder ins Lot käme. Nur: Was wir zurzeit erleben, ist kein normaler konjunktureller Abschwung. Der Index, der die Produktion im verarbeitenden Gewerbe in Deutschland misst, sinkt mit Schwankungen seit 2018. Der Rückgang ist mit insgesamt 9 Prozent in fünf Jahren beachtlich – und er beschleunigt sich. Besonders eindrucksvoll lässt sich das am Index der energieintensiven Produktionszweige ablesen, der in den vergangenen fünf Jahren um fast 16 Prozent eingebrochen ist, über 80 Prozent davon allein im letzten Jahr.

Das bedeutet, hinter dem Abschwung verbirgt sich der Niedergang unserer wichtigsten Wohlstandsstütze: der deutschen Industrie. Und wer glaubt, industrielle Arbeitsplätze liessen sich ohne grossen Schaden durch solche in den Dienstleistungsbranchen ersetzen, sollte gelegentlich Nordengland, den amerikanischen Rust Belt oder die deindustrialisierten Regionen Italiens besuchen. Ein Land, in dem grundsätzliche Werkzeugbauer aufgeben müssen und sich windige Fintechs oder Geschäftsideen wie die der «Gorillas» breitmachen, deren erbärmlich bezahlte Beschäftigte der urbanen Mittelschicht die Lebensmittel an die Haustür schleppen, ist schwerlich in einer guten Verfassung.

Dabei hatte Deutschland die Globalisierung zunächst besser gemeistert als viele andere westliche Länder, weil es uns gelungen war, die industrielle Wertschöpfung im Land zu halten. Natürlich hat es auch hier Strukturumbrüche gegeben. Arbeitsintensive Branchen wie die Textilindustrie sind weitgehend verschwunden, ebenso die Bergwerke, Hütten und grosse Teile der alten Schwerindustrie. Aber was unsere Wirtschaft trägt und gutbezahlte Arbeitsplätze schafft, sind neben einigen grossen Industrie-

konzernen vor allem mittelständische Qualitätshersteller, Autozulieferer, Maschinen- und Anlagenbauer, die durch ausgefeilte technologische Spitzenprodukte ihre Stellung am globalen Markt behaupten und ausbauen konnten. Dieses Modell lebte allerdings von bestimmten Voraussetzungen, und in dem Masse, in dem die Politik diese zerstört, funktioniert es nicht mehr.

Zu diesen Voraussetzungen gehören ein Bildungssystem, das die benötigten Facharbeiter und Ingenieure auch hervorbringen

Fast jedes fünfte Unternehmen will energieintensive Geschäftsfelder in Deutschland aufgeben.

kann, ausserdem effiziente öffentliche Verwaltungen und eine gute Infrastruktur, von intakten Strassen, Brücken und Bahnstrecken bis zu schnellen digitalen Netzen. Und zu diesen Voraussetzungen gehört für ein exportstarkes und rohstoffarmes Land zwingend eine Aussenwirtschaftspolitik, die auf faire, stabile Handelsbeziehungen mit möglichst vielen Partnern statt auf ausufernde Sanktionen und überhebliche Belehrungen setzt und die die Versorgung mit Rohstoffen und preiswerter Energie sicherstellt. Schon aus schlicht geografischen Gründen spielte Russland in diesem Zusammenhang eine Schlüsselrolle, ebenso wie aufgrund seiner Grösse und Wirtschaftskraft mittlerweile China.

Alle genannten Voraussetzungen sind abhandengekommen. Die Konsequenzen erleben wir. Fast jedes fünfte Unternehmen will heute energieintensive Geschäftsfelder in Deutschland aufgeben. Der Chemieriese BASF wird 10 Mrd. Euro in einen neuen Verbundstandort in China investieren und seine Kunststoffproduktion im Süden der USA ausbauen, während im Inland Tausende Jobs gestrichen werden. Audi meldet, seine E-Wagen künftig in den USA fertigen zu lassen, von anderen Autoherstellern hört man Ähnliches. Und ausländische Firmen verschieben oder stoppen geplante Investitionen, weil der deutsche Standort zu unattraktiv geworden ist.

Verlagerungen sind zwar ein seit längerem zu beobachtender Trend. Seit 2012 ist etwa die Auslandsproduktion von Volkswagen, BMW, Opel und Mercedes-Benz von 8,6 auf über 10 Millionen Fahrzeuge gewachsen, während die Produktion in Deutschland um mehr als ein Drittel zurückgegangen ist. Aber solche Verschiebungen waren so lange für die deutsche Volkswirtschaft kein grosses Problem, solange wichtige Zulieferteile aus Deutschland bezogen und durch die Erschliessung grosserer Märkte auch der Export und damit die heimische Produktion angekurbelt wurden. Doch aufgrund der veränderten politischen Rahmenbedingungen bemühen sich die Konzerne neuerdings, ihre Lieferketten in immer grö-

serem Umfang vor Ort abzusichern. Dazu werden sie durch politische Vorgaben (China) oder finanzielle Anreize (USA) motiviert und durch immer grossflächigere Sanktionen und Decoupling-Debatten bestärkt. Zusätzlich verliert der heimische industrielle Mittelstand durch teure Energie, unsichere Rohstoffversorgung und Fachkräfteprobleme massiv an Wettbewerbsfähigkeit. Wer nicht gross genug ist, um ins Ausland zu expandieren, muss in vielen Fällen um sein Überleben fürchten.

Chinas Ehrgeiz, Amerikas Härte

Was könnte eine vernünftige Bundesregierung gegen diesen Giftcocktail, der dem deutschen Wohlstandsmodell den Todesstoss zu versetzen droht, tun? Zunächst einmal, natürlich, sich um einen effizienten Staat mit guter Bildung und Infrastruktur im Inneren kümmern. Ein Land, in dem immer weniger wirklich funktioniert, befindet sich ganz sicher auf dem absteigenden Ast. Bleibt das Problem, dass viele der weltpolitischen Veränderungen nicht von uns abhängen. Dass Joe Biden 1,2 Billionen Dollar einsetzt und ungeniert Handelsbarrieren errichtet, um die amerikanische Ökonomie zu reindustrialisieren und ihre Position gegenüber dem grossen Rivalen China zu verbessern, liegt

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Vielen Dank
für
Ihre Treue!



DIE WELTWOCHEN

Steigen Sie
ein,
fliegen Sie
mit!

weltwoche.ch

ausserhalb der Verantwortung der Bundesregierung. Auch, dass die chinesische Führung mit dem Programm «Made in China 2025» und der «Neuen Seidenstrasse» über eine gutdurchdachte, äusserst ehrgeizige und bisher erstaunlich erfolgreiche Strategie verfügt, das eigene Land zum Technologieführer auf Schlüsselmärkten und zur neuen ökonomischen Weltmacht zu machen, die im Zweifel unabhängig von Lieferungen aus westlichen Ländern wird. Und auch der Ukraine-Krieg könnte zwar jederzeit von Washington, aber mitnichten allein von Berlin beendet werden.

Insofern stimmt: Der mit immer härteren Bandagen ausgetragene Grosskonflikt zwischen den Vereinigten Staaten auf der einen Seite und Russland und China auf der anderen hat die geopolitische Lage verändert. Aber wer um alles in der Welt zwingt uns, uns in diesem Konflikt als höriger Untertan an der Seite Washingtons zu positionieren? Vor allem die vorherrschende Erzählung, dass hier angeblich das Gute gegen das Böse, der freie, demokratische Westen gegen den unfreien, autokratischen Osten kämpfe, dass es um Werte gehe statt um Interessen, um Moral statt um pekuniäre Vorteile. Besonders eifrig wird uns dieses Märchen von unserer grünen Aussenministerin aufgetischt.

Brandbeschleuniger Russland

In Wahrheit kämpft in diesem Konflikt die Weltmacht USA gegen ihren Abstieg und gegen das Ende der amerikanischen Vorherrschaft in der Welt. Und zwar nicht aus hehren moralischen Gründen, sondern weil diese Vorherrschaft amerikanischen Unternehmen und dem amerikanischen Staat viele handfeste Vorteile brachte: vom Zugang zu Rohstoffen und Märkten über die globale Sicherung von Eigentumsrechten bis hin zu der Macht, unbotmässige Regime überall auf der Welt durch Sanktionen zu erpressen. Nicht zu vergessen die Möglichkeit für den amerikanischen Staat, sich nahezu unbegrenzt im Ausland verschulden zu können, weil alle Länder Dollarreserven horten wollten beziehungsweise mussten. Diese heile Welt des US-Imperiums ist Vergangenheit, und zur Ironie der Geschichte gehört, dass der Ukraine-Krieg, der eigentlich als Stellvertreterkrieg zur Schwä-



„Aber Papa! Das weiß doch jedes Kind, dass der Storch nicht die Zinsen bringt...“

chung Russlands gedacht war, bei diesem Prozess als Brandbeschleuniger gewirkt hat.

Europa und ganz besonders Deutschland haben keinen Grund, der Pax Americana nachzutruern. Ob es um Kriege oder um wirtschaftliche Fragen geht: Die US-Führung hat sich im Zweifel immer für das amerikanische und nicht für das gemeinsame Interesse entschieden. Der aktuelle Wirtschaftskrieg gegen Russland schadet uns erkennbar mehr als dem eigentlichen Adressaten, weil er die Wettbewerbsfähigkeit unserer Unternehmen untergräbt. Wer die Tiraden Donald Trumps gegen die deutschen Exportüberschüsse noch im Ohr hat, ahnt, dass das kein ungewollter Nebeneffekt ist. Und der Schaden wird um vieles grösser, wenn wir uns jetzt auch noch in den Konflikt mit China hineinziehen lassen.

Macron hat's verstanden, Scholz nicht

Erste und wichtigste Aufgabe der Aussenpolitik einer vernünftigen Bundesregierung wäre daher, statt einer fragwürdigen Moral nachzulaufen, die sich bei näherem Hinsehen als amerikanische Interessenpolitik entpuppt, unsere eigenen sicherheitspolitischen und ökonomischen Interessen in den Mittelpunkt zu rücken. Wichtigstes Interesse sind Frieden und Stabilität in Europa und die Rückkehr zu beiderseitig vorteilhaften Handelsbeziehungen zu unserem grossen Nachbarn im Osten. Dass wir darauf achten sollten, uns von keinem Land völlig abhängig zu machen, versteht sich. Gleiches sollte auch unsere Maxime im Handel mit China sein. Will heissen: kein blauäugiger Freihandel, wo er zur Zerstörung wichtiger heimischer Kapazitäten führt wie einst in der Solarindustrie. Achtsamkeit, wo es bei Übernahmen nur um den Zugriff auf heimische Spitzentechnologie geht. Aber keine blinden Blockaden, mit denen wir einen zentralen Exportmarkt zerstören und uns selbst von elementaren Rohstoffen und Vorleistungen abschneiden würden.

Im europäischen und deutschen Interesse ist eine multipolare Welt anstelle der Entstehung einer bipolaren, in der uns der ungemütliche Platz eines unselbständigen Vasallen zugedacht wäre, der im Zweifel für amerikanische Interessen die eigenen opfert und im schlimmsten Fall dafür sogar in Kriege zieht. Emmanuel Macron scheint das verstanden zu haben, Olaf Scholz leider nicht. Wir brauchen eine eigenständige europäische Aussenpolitik und eine europäische Wirtschaftsstrategie, mit der wir uns für die Zukunft aufstellen und in Schlüsselbereichen – etwa Finanzen oder Digitales – endlich souverän werden. Wieso gibt es eigentlich kein durchdachtes, ehrgeiziges Programm «Made in Germany 2030»?

Sahra Wagenknecht ist Mitglied des Deutschen Bundestags (Die Linke).

Schöne neue und tödliche Welt

Warum der Mensch gerade dabei ist, sein Hirn zu verlieren, ist nicht klar.



Gottes Werk, Teufels Beitrag.

Der Schweizer Schriftsteller Claude Cueni hat unlängst gelesen, dass er vor ein paar Jahren gestorben sei. Das ist natürlich Unfug, Cueni stirbt jedes Jahr nur beinahe, sein Immunsystem ist so leer wie ein weisses Blatt Papier, er schluckt vierzehn Pillen pro Tag, im Winter geht er gar nicht aus dem Haus, im Sommer nur, wenn an einem Tag gerade alles passt; das Wetter, seine Werte, seine Laune. Cueni, so scheint es, hat einen Deal mit dem Tod oder dem Leben, der nicht von dieser Welt ist, ich weiss nicht, mit wem, Gott eher nicht, wahrscheinlich mit dem Himmel oder der Hölle, die immer wieder nach ihm greifen, ihn aber jedes Mal an ihren Rändern wieder zurücklassen.

Von seinem Tod 2016 hat er aus dem Chat GPT erfahren, das ist das jüngste und gerade stürmischste Kind aus dem Mutterbauch der künstlichen Intelligenz (KI). Es handelt sich um ein «textbasiertes Dialogsystem, das das Chaten mit einem technischen System erlaubt». Wenn es Bestandteil der griechischen Mythologie wäre, so wäre es die Büchse der Pandora; Chat GPT scheint wie ein Geschenk, kann aber zum tödlichen Übel werden.

Ich kenne Cueni ein wenig. Es gab eine Zeit, da trank ich jenen Wein, den er gesammelt hatte, als sein Körper noch so lebendig war wie sein Geist, da teilten wir Gedanken, empfanden die Welt an denselben Stellen als morbid, wir hatten dieselbe Liebesserie, «Californication», wir nannten uns Hank Moody oder

Charlie Runkle; Cueni sass wohl in seinem Neverland-Büro vor den beiden Bildschirmen und surfte, wie das alle Schriftsteller tun, ein wenig im Chat-Reich der KI und gab sich selbst ein. So erfuhr er von seinem Ableben. Zwölf Mal hat er die künstliche Intelligenz aufgefordert, eine «regenerate response» anzubieten, er blieb aber tot.

Cuenis Auslöschung fiel zusammen mit dem beruflichen Rückzug und einem Interview ihres wesentlichsten Schöpfers, Geoffrey Hinton. Der 75-Jährige ist sich im Grunde sicher, dass sein Œuvre weniger Gottes Werk, sondern eher des Teufels Beitrag sei. Die KI-Chatbots seien ziemlich gefährlich, sagt er, weil sie zwar im Moment noch nicht intelligenter seien als wir, aber sie es bald sein könnten.

Dieser Satz erstaunt nicht sonderlich angesichts der jederzeit möglichen Beobachtung, dass der Durchschnitts-IQ der Menschheit nach Jahren der Zunahme inzwischen im Abnehmen begriffen ist, was natürlich auch bedeutet, dass die Dummheit zunimmt. Weswegen der Mensch ausgerechnet in Zeiten seines abnehmenden Denk- und Erkenntnisvermögens in der Lage ist, eine, wenn auch artifizielle, Super-Intelligenz zu schaffen, weiss ich auch nicht. Vielleicht hofft er, dem Absurden zugetan, sich so seinem eigenen Untergang entgegenzustemmen.

Warum der Mensch gerade dabei ist, sein Hirn zu verlieren, ist ebenfalls unklar: Die Wissenschaft erwägt das Übliche, also Er-

nährung, Bildung und Medienkonsum, aber ich vermute, es liegt an der umfassenden gräsierenden geistigen Trägheit; wir sind gerade dabei, den durchaus anstrengenden und gelegentlich enttäuschenden Prozess des Denkens zu delegieren. Wir sind so ohne Reflexion, so von unserem eigenen Fortschritt geblendet und gefangen, dass wir eine Intelligenz schaffen, die unserer einst überlegen sein wird. Einst vermuteten wir grössere Intelligenzen bei irgendwelchen Aliens im Unsichtbaren des Universums, aber jetzt ist es uns gelungen, unsern letzten Hirnschmalz da reinzubuttern. Wie dumm ist das denn, mag man sagen.

Das Dumme fängt schon bei der Schöndrederei und der Wunschvorstellung der neuen Intelligenz an; dass sie hilfreich sei, die Welt verbessere, uns stupide Arbeit abnehme, dass sie Bücher schreiben könne und Symphonien komponieren, dass wir mit ihr vielmehr an der Sonne liegen könnten, als im Büro zu sitzen, und so weiter. Und dass, wenn uns diese neue Intelligenz über den Kopf wachsen sollte, wir ihr ja einfach den Stecker ziehen könnten, und dann wäre sie hirntot.

Aber es könnte dann gut sein, dass die KI uns schon für tot hält und deswegen den Befehl ignoriert. Oder, auch eine Möglichkeit, wir dann inzwischen zum Abschalten zu dumm wären.



AdobeStock © Rastislav Sedlak SK



fotolia.com © alekskai



fotolia.com © Niko

VIP-Spezialreise: Dubai und Abu Dhabi

Zwischen Tradition und Superlative

Keine Stadt auf der Welt hat sich so rasant entwickelt wie Dubai. Wo es früher nur Wüste gab, ragen heute gigantische Wolkenkratzer in den Himmel. Auf unserer 7-tägigen Exkursion tauchen wir ein in die arabische Stadt, die schon immer ein Bindeglied zwischen Europa und Fernost war. Wir besuchen exquisite Restaurants und lernen Abu Dhabi kennen, die Hauptstadt des grössten Emirats der VAE, das sich als Zentrum für Kunst und Kultur etabliert hat.

Dubai wurde um 1830 als Fischersiedlung an der Golfküste gegründet. Schaf- und Ziegenzucht, Dattelanbau, Fischfang und Perlentuchen waren die vorherrschenden Tätigkeiten. Der Fleiss der Menschen und die liberalen Ansichten von Dubais Herrschern lockten immer mehr Händler aus Indien und dem Iran an. Nach dem Ende des britischen Protektorats 1971 erfolgte der Aufstieg der Vereinigten Arabischen Emirate, Erdölexporte brachten Reichtum. Dubai entwickelte sich zur internationalen Tourismus- und Handelsmetropole.

Im historischen Viertel Al Fahidi am Dubai Creek mit seinen traditionellen Windtürmen lernen wir das ursprüngliche Dubai kennen. In den Souks von Deira geniessen wir den Zauber des Orients. Einen unglaublichen Kontrast dazu bildet das hochmoderne Dubai. Auf der Aussichtsterrasse des Burj Khalifa,

des höchsten Gebäudes der Welt, erfreuen wir uns am atemberaubenden Rundblick. Mit der Palm-Monorail erreichen wir Jumeirah, die bewohnte Insel der künstlich aufgeschütteten Palm Islands. Und im neuen «Museum of the Future» begeben wir uns auf eine virtuelle Zeitreise ins Jahr 2071.

In Abu Dhabi erkunden wir Yas Island mit der Formel-1-Rennstrecke, und im Louvre Abu Dhabi bestaunen wir die bedeutende Kunstsammlung. Auch einen Besuch der Scheich-Zayid-Moschee, die zu den schönsten und grössten Moscheen der Welt zählt, lassen wir uns nicht entgehen. Auf einer Jeep-Safari erleben wir die Faszination der Wüste. Freunde des Pferdesports haben optional die Gelegenheit, einen exklusiven Blick hinter die Kulissen des «Dubai Polo & Equestrian Clubs» zu werfen.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub

VIP-Spezialreise: Dubai und Abu Dhabi

Reisetermin:

8. bis 14. November 2023

Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Dubai–Zürich
- 5 Übernachtungen mit Frühstück im 4*-Hotel «Wyndham Dubai Marina»
- Snack im Hotel am Ankunftstag
- Dinner im preisgekrönten Restaurant «Thiptara»
- Mittagessen in typischem Restaurant
- Barbecue im Dünencamp
- Dinner im Restaurant «Maiden Shanghai»
- Abendessen im Steakhouse
- Softdrinks zu den genannten Mittag-/Abendessen
- Stadtbesichtigung inkl. Fahrt mit dem Abra-Wassertaxi und der Monorail
- Ausflug «Kunst und Kultur in Abu Dhabi»
- Exkursion «Dubais Wüste» mit mehrstündiger Jeep-Safari
- Besichtigung «Museum of the Future»
- Qualifizierte, deutschsprechende Reiseleitung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2580.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 500.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Dubai Polo & Equestrian Club»: Fr. 95.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091/752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Rühl, Burkhardt, Laeri, Bohnet, Yanar, Bahrampoori, Ruijs, Johnson, Gwynne, Söder



«Interessiert»: Patrizia Laeri.

Ignazio Cassis, Bewerber, hat frühzeitig alles klargemacht. Der Bundesrat und Vorsteher des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) hat gegenüber der *Sonntagszeitung* zu verstehen gegeben, dass er sich im Dezember zur Wiederwahl in den Bundesrat stellt. Nun ja, davon ging man eigentlich aus, zumal er erst fünfeinhalb Jahre Bundesrat ist. Eigentlich stellt sich bei ihm eher die Frage einer Nichtwiederwahl durch das Parlament. Aber das wird wohl davon abhängen, wie seine FDP bei den eidgenössischen Wahlen im Herbst abschneiden wird. (hmo)

Monika Rühl, Gastgeberin, will in der Sommersession mit Parlamentariern über den Finanzplatz diskutieren. Die *Economiesuisse*-Chefin lädt ins Berner «Bellevue Palace» ein. Dabei geht es anspruchsvoll zu und her. Unter anderem wird die nicht einfache Frage erörtert, wie der Finanzplatz Schweiz künftig ausgestaltet sein soll, «um nicht an globaler Bedeutung zu verlieren und krisenresilient zu sein». Dafür soll eine «offene Diskussion» sorgen, die von **Philipp Burkhardt**, Chef Bundeshausredaktion SRF, geleitet wird. (odm)

Patrizia Laeri, Fotosujet, hat 2019 in der *Schweizer Illustrierten* ein Interview geführt. Und zwar mit der «Star-Ökonomin» **Iris Bohnet** in Harvard. Beim vierseitigen Artikel sieht man die gescheiterte CS-Verwaltungsrätin («Erfolgreich») allerdings nur einmal klein auf einem Bildschirm abgebildet – daneben umso grösser die telefonierende Laeri. Das nächste Bild zeigt Laeri («Informiert»). Und das dritte halbseitige Bild präsentiert noch einmal Laeri am Telefon («Interessiert»). Merke: Patrizia Laeris Selbstbewusstsein stellt sogar noch jenes von Iris Bohnet in den Schatten. (mö)



«Was guckst du?!»: Komiker Yanar.

Kaya Yanar, Comedy-Star, feiert seit Jahren Erfolge auf der Bühne und im Fernsehen. Für seine Erfolgsshow «Was guckst du?!» bekam der 49-jährige Frankfurter, der in der Schweiz lebt, 2001 den Deutschen Fernsehpreis. Jetzt gastiert er bis am 4. Juni im Circus Knie auf dem Zürcher Sechseläutenplatz. Und ist begeistert: «Es ist grandios! Wer hätte gedacht, dass ich je in einer Manege auftreten werde?» Er liebe die Schweiz. Und: «Die Familie Knie hat mich sofort ins Herz geschlossen. Und ich sie.» (ah)

Salar Bahrampoori, TV-Moderator, und **Barbara Ruijs** haben geheiratet. Der 43-jährige SRF-Mann und die 34-jährige Ärztin gaben sich in Zermatt das Jawort. «Wir hatten das schon seit zwei Jahren vor, mussten aber wegen Corona warten», so der Bräutigam. Und die Braut: «Jetzt planen wir noch ein grosses Sommerfest am Wasser.» (ah)

Boris Johnson, *Enfant terrible*, erschreckte auch die Queen – wie der Labour-Abgeordnete **Andrew Gwynne** jetzt verriet. Auf einem Empfang 2019 teilte ihr ein konservativer Politiker mit, dass er den späteren Premierminister unterstütze. «Die Queen drehte sich zu uns um, verdrehte die Augen und sagte nur «Oh dear»», berichtete Gwynne. (ky.)

Markus Söder, Ober-Bayer, umwirbt schwule Wähler – und zwar mit einem schrägen Vergleich. Bayerns Ministerpräsident (CSU), der im Herbst um seine Wiederwahl kämpft, bat nämlich die Kirche, gleichgeschlechtlichen Paaren ihren Segen zu geben. Und zwar mit folgender Begründung: Die Kirche segne schliesslich auch «Autobahnraststätten, Gondeln und Hamster». (ky.)

Maulkorb für Tucker Carlson?

Nach langer Funkstille hat sich Tucker Carlson zu Wort gemeldet. Nicht in seiner Heimat USA, sondern an der schönen blauen Donau. Genauer: in Budapest, wo letzte Woche die Conservative Political Action Conference (CPAC) tagte.

In euphorischem Ton lobte der geschasste TV-News-Star die Courage der in Ungarn anwesenden amerikanischen Landsleute. «Ihr seid sehr mutig. [...] Ihr seid in ein verbotenes Land gereist», so Carlson in einer aufgezeichneten Video-Botschaft. Gerne wäre er mit dabei gewesen. «Ich wünschte, ich wäre dort in Budapest. Wenn ich jemals gefeuert werde und etwas Zeit habe und gehen kann, werde ich mich zu euch gesellen», erklärte Carlson – und sorgte damit für ein gerüttelt Mass an Verwirrung. Hatte sich Carlson nicht jüngst Knall auf Fall von seinem Arbeitgeber Fox News getrennt?

Carlsons Videogruss sei offenbar vor seiner Trennung von Fox News «in seinem alten News-Studio in New York gefilmt» worden, mutmasste *Newsweek*.

Doch wahrscheinlich war Carlsons Botschaft todernst gemeint. «Es herrscht ein gewisses Mass an Chaos», so eine gut unterrichtete Quelle zur *Weltwoche*. Carlson stehe «immer noch bei Fox unter Vertrag».



Verwirrspiel: Starjournalist Carlson.

Wenn es nach dem Willen von Fox-News-Besitzer Rupert Murdoch geht, könnte das noch eine ganze Weile so bleiben. Konkret bis Dezember 2024. Bis dann laufe der Vertrag noch, so eine Fox-News-Quelle zum Nachrichtenportal *Breitbart*. Murdoch habe sich mit Carlsons Rauswurf selbst ein Bein gestellt. Seit dem Abgang des Quotenmeisters verzeichnet Fox empfindliche Zuschauer-einbussen. Nun versuche der 92-jährige Medienmogul das Idol der Konservativen bis zu den Präsidentschaftswahlen 2024 «zum Schweigen zu bringen» und zu verhindern, dass er sich zu einer «ernsthaften Konkurrenz» aufschwingt.

Urs Gehrig

MÖRGELI

Die Welt des Benjamin Triebe

Nennen wir ihn Benjamin Triebe. Weil er genau so heisst. Benjamin Triebe hat 1983 das Licht der Welt erblickt, und zwar in Detmold, Landkreis Lippe, Bundesland Nordrhein-Westfalen. Diese Stadt ist bekannt, seit in der Wehrmacht so gerne gesungen wurde: «Lippe-Detmold eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat.» Benjamin Triebe ist trotzdem nicht Soldat geworden, sondern in die Schweiz gezogen. Um als Journalist bei der *Neuen Zürcher Zeitung* zu arbeiten.

Detmold, die Geburtsstadt von Benjamin Triebe, hat eine Bevölkerungsdichte von 572 Einwohnern pro Quadratkilometer. Zürich, die Stadt von Triebes heutigem Wirken, hat eine Bevölkerungsdichte von 4813 Einwohnern pro Quadratkilometer. Der Ausländeranteil beträgt in Detmold 6 Prozent, in Zürich 33 Prozent. Jetzt titelt Benjamin Triebe in der *NZZ*: «Eng ist es nicht im Land, sondern in den Köpfen». «Die Schweizer», so lesen die Schweizer, «haben alle Mittel in der Hand, aus der Zuwanderung eine Bereicherung zu machen». Sie müssten dazu lediglich endlich «über ihren Schatten springen».

Nun macht es uns ausgerechnet Benjamin Triebe schwer, die Zuwanderung als Bereicherung zu empfinden. Denn seine Belehrung an sein Neun-Millionen-Auswanderungsland lautet zusammengefasst so: Na, nu' stellt euch mal nicht so an! Legt endlich den Schalter um in euren verstockten Gehirnen. Baut höher und dichter, schafft «Ballungsräume», denn: «Die Schweiz tut gut daran, sich im Flachland in ihrer Gesamtheit als eine grosse Metropolregion zu begreifen.» Schliesslich sei London noch grösser. Dort frage auch niemand, woher jemand komme. Auch dort spreche man Englisch.

Dass Benjamin Triebe plötzlich London als Vorbild nennt, erstaunt. Denn zu Zeiten, in denen er von dort als *NZZ*-Korrespondent berichtet hat, schimpfte er als beleidigter EU-Bürger fast täglich über die dummen Briten, die der EU den Rücken gekehrt haben («Der Brexit ist eine Selbstverstümmelung»). Schon damals erinnerte Benjamin Triebe an Grimms Märchen. Speziell an Rapunzel. Er ist zwar nicht ganz so schön. Aber ganz schön herablassend.

Christoph Mörgeli

Schweizer Covid-Irrlauf

Die Pandemie ist vorbei. Das sagt jetzt sogar die WHO. Die Verlängerung des Covid-Gesetzes ist gefährlich.

Philipp Gut

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist als Panikorchester der Covid-Pandemie in die Annalen eingegangen. Nun hat ihr Dirigent, Generaldirektor Tedros Adhanom Ghebreyesus, einen Schlusspunkt gesetzt und den sogenannten Gesundheitsnotstand von internationaler Bedeutung für beendet erklärt. Ausgerufen hatte ihn die WHO am 30. Januar 2020 – das Fanal für eine beispiellose globale Tsunamiwelle von sich überbietenden Massnahmen, die demokratische Staaten in autoritäre Regimes verwandelte und Grund- und Freiheitsrechte hinwegspülte.

Und die Schweiz? Während die WHO zur Normalität zurückgekehrt ist, wollen Bundesrat und Parlament zentrale Bestandteile des Covid-Gesetzes verlängern. So könnte der Bundesrat jederzeit wieder das nutzlose und diskriminierende Zertifikat einführen. Dank dem erfolgreichen Referendum von Bürgerrechtsorganisationen unter der Führung der «Freunde der Verfassung» und von «Mass-voll!» kann das Stimmvolk nun am 18. Juni darüber abstimmen.

Berset-Departement widerspricht sich

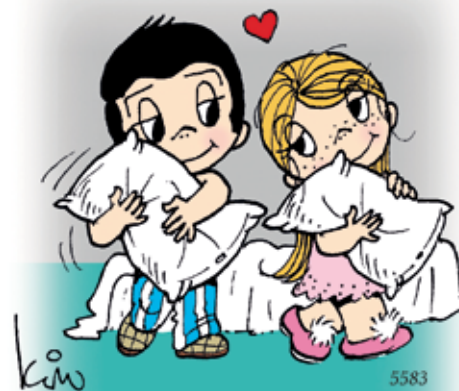
Dabei werden die ohnehin dünnen Argumente der Befürworter immer schwindsüchtiger. In der ersten Abstimmung zum Covid-Gesetz vom Juni 2021 stach das Argument der Wirtschaftshilfen für die von den staatlichen Massnahmen gebeutelten Unternehmen. Beim zweiten Urnengang vom November 2021 dominierte die Behauptung von Bundesrat Alain Berset, mit dem Zertifikat könne man zeigen, «dass man nicht ansteckend ist». Beide Argumente liegen längst geschreddert im Mülleimer der Geschichte: Um die Finanzhilfen geht es am 18. Juni nicht, und Bersets Behauptung ist nach dem Auffliegen der Impflüge als irreführende Regierungspropaganda entlarvt.

In ihrer argumentativen Atemnot klammern sich die Befürworter an fadenscheinige Begründungen wie die, es brauche das Covid-Zertifikat für Auslandsreisen. Dumm nur, dass sich das Berset-Departement dabei selbst widerspricht. «Ein Covid-Zertifikat, das in der Schweiz gültig ist, bedeutet aber keine Garantie

für die Einreise in andere Länder und Regionen. Diese bestimmen ihre eigenen Einreiseregeln und haben die Hoheit, sie je nach Entwicklung der epidemiologischen Lage laufend anzupassen», schreibt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) auf seiner Website.

Das Covid-Gesetz hat der Bevölkerung weder genützt noch sie geschützt – im Gegenteil. Es steht auf Grundlagen, die reihenweise widerlegt wurden und jeder wissenschaftlichen Evidenz entbehren – von der fehlenden Schutzwirkung der «Impfung» und der Masken über die medizinisch unbrauchbaren PCR-Tests bis zu den wirkungslosen Lockdowns. Das Gesetz ist vielmehr zum Instrument und Symbol der Entmündigung und Bevormundung der Bürgerinnen und Bürger geworden. Der Bundesrat regierte mit einer Machtfülle wie in Kriegszeiten. Damit muss ein für allemal Schluss sein. Ein Nein am 18. Juni ist ein spätes, aber wichtiges Zeichen dafür, dass der Spuk der letzten Jahre passé ist.

Liebe ist...



... Bettgeflüster!

Kosovare repariert Schweizer. Gut so

Die SVP hetzt gegen das Klimagesetz wie einst gegen die Kosovo-Albaner. Klappt es auch diesmal?



Die SVP hat in alle Haushaltungen der Schweiz ihre Energie-News versendet. Die meisten Aussagen sind so falsch wie die Aussage, dass Putin ein lupenreiner Demokrat ist. Aber die zwölf Seiten sind verdammt gut gemacht.

In der Politik muss man die eigene Basis mobilisieren. Und die Unentschlossenen demobilisieren. Der *Blick* wusste vor dreizehn Jahren Folgendes zu berichten: «Plötzlich hält ein Taxi. Zwei Kosovaren (33 und 31) steigen aus. Sie fangen an, die zwei Schweizer anzupöbeln. «Die Kosovaren riefen: ‚Scheiss-Schweizer! Drecksack‘», sagt ein Augenzeuge.

Der zwölffache Kranzschwinger und SVP-Politiker Kari Z. [...] «nahm sein Bierglas und tat so, als wolle er sie anspritzen», so der Zeuge. «Da zückte einer der Kosovaren sofort sein Messer, schlitzte Kari die Kehle auf.»

Ein Einzelfall, eine Berner Oberländer Messerstecherei. Die SVP startete eine Kampagne unter dem Titel: «Kosovaren schlitzten Schweizer auf». Die SVP-Hetzer wurden vom Bundesgericht verurteilt. Aber erst nachdem sie zuvor die Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative gewonnen hatten.

Der Verwaltungsrat des Uni-Spitals Zürich zog in Sachen Herzchirurgie die Notbremse. Er versetzte Thierry Carrel in den wohlverdienten Ruhestand. Sein Nachfolger wurde der aus Tetovo stammende Omer Dzemali. Er entging als Medizinstudent in Sarajevo nur knapp den serbischstämmigen Scharfschützen. Nach hundert Tagen im Amt erzählt uns Jan Hudec in der *NZZ* die eindruckliche Geschichte des 52 Jahre alten Herzchirurgen.

Der neue Chefchirurg des Zürcher Universitätsospitals hat in seinen ersten hundert Tagen sieben Schweizerinnen und Schweizern – mit und ohne Pass – ein neues Herz reingefickt. Allen Operierten geht es den Umständen ent-

Trotzdem verlangen Boni-Stromer, diese Kriegsgewinnler, von den Stromverteilern Mondpreise.

sprechend bestens. Dzemali ist zu Recht stolz auf diese seine Leistung. Viele Einwanderer aus dem Kosovo, aus Nordmazedonien, aus dem ganzen Balkan machen es verdammt gut. Die Blutaufrischung hat der Schweiz gutgetan.

Szenenwechsel: Die reale Kaufkraft der meisten Menschen in der Schweiz sinkt. Die Lohnerhöhungen liegen tiefer als die Inflation. Und die offiziell ausgewiesene Inflation berücksichtigt die Explosion der Krankenkassenprämien nicht einmal korrekt. Trotzdem fressen sie zusätzlich Kaufkraft.

Beginnen wir mit der Wissenschaft. Die Ökonomin Isabella M. Weber hält fest: «Historisch haben sich auf hochkonzentrierten Märkten wie dem Energiemarkt Preiskontrollen in der Regel bewährt. [...] Wenn sie in demokratischen Gesellschaften durch eine Mobilisierung der Bevölkerung hinter einem gemeinsamen Projekt der Preisbegrenzung durchgeführt wurden, waren sie sehr populär.»

Mehr als 600 Unternehmen in der Schweiz verteilen Strom. Die meisten von ihnen – mit Ausnahme etwa des roten Zürich – verfügen

über keine oder zu wenig eigene Produktion. Die grossen Schweizer Stromproduzenten wie Axpo, Alpiq, BKW und Co. mussten ihrerseits keine Kostensteigerungen in Kauf nehmen. Im Gegenteil. Ihre Kosten sinken. Trotzdem verlangen die Boni-Stromer, diese Kriegsgewinnler der übelsten Art, von den von ihnen abhängigen Stromverteilern Mondpreise.

In den *SVP-Energie-News* beklagt sich der lachere Bäckermeister Silvan Gaugler, er müsse neu pro Monat statt 5000 Franken 17 000 Franken für den Strom bezahlen. Warum? Erstens weil der lokale Stromverteiler nur über 25 Prozent Eigenproduktion verfügt. Zweitens weil die Boni-Stromer für die anderen 75 Prozent Mondpreise verlangen. Diese Kriegsgewinnler konnten 2022 ihre Gewinne um zwei Milliarden steigern. 2023 werden es noch mehr Milliarden sein. Und auch 2024 wird sich die Spirale weiter in die falsche Richtung drehen.

Statt gegen das Klimagesetz zu stimmen, sollte man die Strompreise der Kontrolle des Preisüberwachers unterstellen. Damit dieser den parastaatlichen Halsabschneidern endlich das Handwerk legt. So wie das Isabella M. Weber richtigerweise fordert.

Der heillos überforderte Thomas Jordan hätte ohne eigenes Zutun das Inflationsproblem gelöst. Das Gewerbe könnte aufatmen: Die Strompreise würden sinken. Und die Zinsen ebenfalls. Stattdessen jagt die SVP real nicht existierende Klima-Sündenböcke. Wie einst die Kosovo-Albaner. Gelernt ist gelernt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Nato-Bundesrätin Viola Amherd

Die Walliserin will mit einem neuen zivilen Staatssekretariat störrische Generäle entmachten. Sie versucht damit, den Mächtigen im nordatlantischen Bündnis zu gefallen.

Hubert Mooser

Bern

Es war ein Tag unter Männern: Viola Amherd, die feministische Verteidigungsministerin der Eidgenossenschaft, flog am vergangenen Wochenende nach Rom zur Vereidigung der neuen Schweizergardisten. Sie kam nicht mit leeren Händen: Drei Flaschen Humagne rouge der Marke «Franziskus» soll der Papst von nun an jedes Jahr erhalten.

An Amherds Seite wie immer Brigitte Hauser-Süess, ausgebildete Schreibmaschinenlehrerin, ohne die Amherd keinen Schritt wagt. Und im Schlepptau die Parteikollegen, Nationalratspräsident Martin Candinas (GR) und die Thurgauer Ständerätin Brigitte Häberli-Koller, Amherds Prätorianergarde in den sicherheitspolitischen Kommissionen des Parlamentes.

Die Walliser Bundesrätin liebt solche Auftritte, wo es um nichts ausser ein paar nette Bilder geht, in diesem Fall mit dem Papst höchstselbst. Zudem passt die Theaterarmee des Vatikans mit ihren bunten Gewändern, weissen Halskrausen, silberfarbenen Brustpanzern und gefederten Helmen ausgezeichnet zur Verteidigungsministerin.

Wie Cousine Bette aus Balzacs Roman

Wer Bundesrätin Amherd über längere Zeit beobachtet, dem kommt sie zuweilen vor wie Cousine Bette aus Balzacs gleichnamigen Roman: eine bauernschlaue Frau, die eine Familie zu demontieren beginnt, ohne dass ihr jemand auf die Spur kommt. Sie bleibt für alle die gutmütige Bette, die jeder gern hat.

Auch bei Amherd ist vieles nicht so, wie es scheint. Interviews gibt sie selten. Peinlichst achtet sie darauf, auf der Generallinie des Mainstreams zu bleiben. Aus der Deckung kommt sie erst, wenn sie genügend Claqueure hinter sich weiss. Sie gibt sich mit ihrer etwas linkischen Art volksverbunden, was sie in Wirklichkeit nicht ist.

Amherd ist geradezu das Gegenteil des geselligen Mitte-Fraktionschefs Philipp Matthias Bregy. Wenn sich Bregy an einen Tisch voller Leute niederlässt, wird es meist spät. Amherd setzt sich in der Regel gar nicht erst hin. Vor



Wer holt die Kastanien aus dem Feuer? Verteidigungsministerin Amherd in Rom.

einem Jahr verärgerte sie Offiziere bei einer Veranstaltung im Thurgau, als sie nach einer kurzen Rede durch einen Seiteneingang davonschlich. Schon als Briger Stadtpräsidentin war sie keine Politikerin zum Anfassen.

Auch andere Auftritte irritieren. Bevor sie in den Bundesrat gewählt wurde, gab sie in einem Interview stolz zu Protokoll, sie sei schon «gefühlte dreissig Mal» nach New York geflogen, was wohl ihre Weltgewandtheit demonstrieren sollte, aber nicht gerade klimaverträglich ist. Gleich nachdem sie dann das Verteidigungsdepartement übernommen hatte, intensivierte sie das Engagement der Armee für die Umwelt.

Feministische Bio-Armee

Gerade jetzt zieht sie mit der Schaffung eines neuen Staatssekretariates ein weiteres Täuschungsmanöver auf. Vordergründig erklärt Amherd, sie wolle damit die Sicherheit der Schweiz stärken. Tatsächlich läuft es auf eine Schwächung der Armee hinaus, wie Offiziere und Armee-Experten kritisieren.

Das neue Superamt soll für die internationale Dimension der schweizerischen Sicherheitspolitik verantwortlich sein. Die NZZ spricht von einer «bürokratischen Turnübung». Tat-

Amherd will die Schweiz mit der Nato verflechten und die bewaffnete Schweizer Neutralität schleifen.

sächlich dürfte die Übung den Zweck haben, die bundesrätliche Unfähigkeit zu kaschieren, die Armee auf die neue Sicherheitslage in Europa umzustellen – weg von einer feministischen Bio-Armee amherdscher Prägung, hin zu einer einsatzbereiten Kampftruppe.

Wiederholt hat Armeechef Thomas Süssli darauf hingewiesen, dass seine Truppe für den Kriegsfall nicht gerüstet sei. Sicherheitspolitiker wie SVP-Ständerat Werner Salzmann machten nach Ausbruch des Ukraine-Krieges erfolgreich Druck für mehr Geld. Bis 2030 soll das Armeebudget auf neun Milliarden Franken pro Jahr steigen. Das ist gegen vier Milliarden Franken mehr, als Amherd heute zur Verfügung hat.

Bisher hat sie daraus wenig gemacht. Die Zeitenwende, ausgelöst durch den Krieg in der Ukraine, ist noch nicht bei der Truppe angekommen. Stattdessen wird ein unnötiges Staatssekretariat zum grossen Projekt aufgeblasen. Noch nicht einmal der Name des neuen Amtes ist bekannt. Als Amherd bei der Präsentation danach gefragt wurde, versuchte sie sich mit einem Witzchen herauszureden: «Wir veranstalten einen Wettbewerb.»

Als politische Rechtfertigung bog man eine Motion von Parteikollege Thomas Rechsteiner zurecht. Der Mitte-Nationalrat aus Appenzell



Innerrhoden fordert darin die Erarbeitung einer «übergeordneten Strategie zur Sicherheit und Verteidigung», die man dem Parlament unterbreiten solle. Von einem neuen Staatssekretariat ist darin nicht die Rede.

Auch andere Argumente scheinen konstruiert. Der Krieg in der Ukraine zeige, wie in heutigen Konflikten neben militärischer Kraft auch Mittel der hybriden Kriegsführung eingesetzt würden – von Desinformationskampagnen über Sabotage mit Cyberattacken bis zu verdeckten Operationen, so die Bundesrätin vor den Medien. «Eigentlich nichts Neues», kritisierte der Armeespezialist der NZZ, der selber als Offizier dient und sonst nicht mit allzu VBS-kritischer Berichterstattung auffällt.

SVP-Nationalrat Thomas Hurter wundert sich, dass die Landesregierung das Geschäft überhaupt durchgehen liess. Das neue Staatssekretariat übernehme Aufgaben, die eigentlich das Generalsekretariat des Verteidigungsdepartements übernehmen müsste. Das jetzige Vorgehen wirke wie ein Misstrauensvotum gegen das eigene Generalsekretariat.

Immer offensichtlicher wird, dass Amherd eine verdeckte Agenda im Kopf hat, nämlich die Schweiz auf leisen Sohlen mit den Nato-Strukturen zu verflechten und die bewaffnete Schweizer Neutralität zu schleifen. Im März 2022 nahm sie erstmals an einem Treffen der dreissig Nato-Staaten teil. Sie sprach hinterher von einem «wichtigen Besuch, insbesondere weil wir die Zusammenarbeit mit Partnerstaaten der EU, aber auch der Nato verstärken wollen».

Drama um Leopard-Panzer

Der Preis dafür ist die indirekte Waffenausfuhr in die Ukraine. Das hat Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg klargemacht. Amherd lamentiert deshalb ständig, dass die Partnerländer dieses Wiederausfuhrverbot nicht verstünden.

Typisch für die Oberwalliserin: Die Kastanien sollen andere für sie aus dem Feuer holen – FDP-Präsident Thierry Burkart oder Mitte-Chef Gerhard Pfister –, bisher allerdings mit wenig Erfolg. Das Parlament hat in der Frühlingssession eine dafür notwendige Lockerung des Kriegsmaterialgesetzes abgelehnt. Nun kommt die Sache in der Sommersession erneut aufs Tapet.

Das gleiche Muster findet sich beim Drama um die Leopard-Panzer. Der deutsche Verteidigungsminister Boris Pistorius und Wirtschaftsminister Robert Habeck signalisierten Bundesrätin Viola Amherd in einem Brief vom 23. Februar ihr Interesse an den eingemotteten Kampfpanzern. Amherd erklärte auf eine Anfrage aus dem Parlament, dass die Schweiz auf ein Dutzend solcher Panzer verzichten könne – obwohl bisher kein neues, den Erkenntnissen aus dem Ukraine-Krieg angepasstes Sicherheitskonzept vorliegt.

Wie man also bereits jetzt wissen könne, wie viele Panzer man nicht mehr brauche, so der SVP-Sicherheitspolitiker David Zuberbühler. Auch hier lässt Amherd Parlamentarierinnen wie Maja Riniker für sich arbeiten, die sich auch mit Verve dafür einsetzt, einen Teil der Panzer den Deutschen auszuhändigen. Die Verteidigungsministerin selber wartet auf einen Entscheid des Parlaments, was mit den Leopard-Panzern geschehen soll.

Fehler und Versäumnisse

Plötzlich wird sie von Zeitungen wie dem *Blick*, die ihr bisher den roten Teppich ausrollten, stärker hinterfragt – inklusive Auflistung der Fehler und Versäumnisse. Amherd sorgt mit einer internen Restrukturierung des Geheimdienstes für Unruhe und schlechte Stimmung im Amt. Die Topkader des Amtes müssen sich neu für Jobs bewerben. Amtsintern heisst es, Amherd wolle mehr Frauen in die Führungsgremien des Nachrichtendienstes hieven.

Im Wortgewitter der Kritiker blieb sie zwar bisher trocken. Die Entmachtung der Generäle durch ein neues ziviles Staatssekretariat für Sicherheit im VBS könnte jetzt allerdings einen Sturm entfachen, der auch an der geschickten Viola Amherd nicht spurlos vorübergeht.

Schaffen Sie mehr Wert – für sich und die Umwelt

Vorausschauend seit Generationen



Serbien unter Schock

An einer Belgrader Schule verübt ein 13-Jähriger ein Massaker. Auf Tiktok feiern ihn 45 000 Kinder als «König». Warum?

Boris Malagurski

Wir haben uns an Nachrichten über Schiessereien an amerikanischen Schulen gewöhnt. Die Tragödie der letzten Woche, als ein dreizehnjähriger Junge an der Vladislav-Ribnikar-Grundschule in Belgrad acht seiner Mitschüler erschoss, den Schulleiter tötete und zahlreiche andere verletzte, führte uns vor Augen, dass dieses schreckliche Phänomen in der Mitte unserer Gesellschaft angekommen ist.

Als ob dieses Massaker nicht erschütternd genug gewesen wäre, kam es nur zwei Tage später zu einer weiteren Massenerschiessung in der Nähe der Hauptstadt, die von einem 21-Jährigen verübt wurde und bei der acht Menschen starben. Es war eine blutige Woche, und die Öffentlichkeit wird mit düsteren Fragen konfrontiert.

Die Waffendichte in Serbien ist auf Rekordniveau. Auf hundert Bürger befinden sich rund 39 Waffen in Privathand, damit steht das Land weltweit an dritter Stelle hinter den Vereinigten Staaten und dem Jemen. Dennoch gelten in Serbien sehr strenge Waffengesetze, und Schiessereien waren bislang extrem selten.

Denken als Bedrohung

Wie konnte es zu diesen Tragödien kommen? Linke Analysten waren schnell zur Stelle und erklärten die Vorfälle mit Serbiens Erbe der Jugoslawienkriege der 1990er Jahre. Aber die Täter dieser neuen Verbrechen wurden im westlich orientierten Serbien geboren, lange nachdem die Kriege beendet waren. Sie wuchsen mit amerikanischen Filmen auf, spielten Videospiele und nutzten die sozialen Medien.

Unmittelbar nach der Schiesserei an der Schule feierten 45 000 Kinder (und es werden täglich mehr) auf Tiktok den jungen Schützen, indem sie ein Profil erstellten, in dem sie ihn als «König» bezeichneten, seine Taten verherrlichten und sich über seine Opfer lustig machten. Wie konnten so viele unserer Kinder jegliches Einfühlungsvermögen verlieren? Seit Jahren setze ich mich in Serbien mit Nachdruck für eine Bildungsreform und Investitionen in die Kultur ein. Reality-Fernsehsendungen haben in unse-

Belgrad

rem Land einen populären Trend geschaffen, der dekadente Werte feiert, von Prostitution bis hin zu Kriminalität. Wann immer Kristijan Golubovic, ein bekannter «ehemaliger Krimineller», auf die Strasse geht, wird er von Kindern belagert, die ihn um ein Autogramm bitten.

Gleichzeitig setzt Tiktok seinen Erfolgskurs fort. Diese in chinesischem Besitz befindliche Social-Media-Plattform ist in China verboten; es wird dort eine «kindersichere» Version namens Douyin betrieben. Bei Kindern in westlichen Ländern hingegen erfreut sich Tiktok

Was bringt die Populärkultur unseren Kindern bei? Dass sie viele Rechte, aber kaum Pflichten haben.

grosser Beliebtheit. Das Konzept der kurzen Inhalte fördert eine Klientel, die eine knappe Aufmerksamkeitsspanne hat und zu Faulheit neigt.

All dies geschieht in einer Zeit des raschen Wandels, in der die meisten unserer Kinder, wenn sie erwachsen sind, mit Aufgaben betraut sein werden, die es heute noch gar nicht gibt. Dies sind grosse Herausforderungen für unser Bildungssystem, das derzeit am erfolgreichsten darin zu sein scheint, gehorsame Arbeiter und Konsumenten zu schaffen. Menschen, die zu viel denken, sind eine Bedrohung für das System.



Dies führt dazu, dass Länder von Politikern geführt werden, die schlimmstenfalls inkompetent oder bestenfalls mittelmässig sind.

Letzte Chance

Was bringt die Populärkultur unseren Kindern bei? Dass sie viele Rechte, aber kaum Pflichten haben. Dass die Erfolgreichen diejenigen sind, die vor nichts zurückschrecken, um reich zu werden. Dass Ruhm um jeden Preis erlangt werden muss, unabhängig davon, ob es sich um etwas Positives oder Negatives handelt. Die Medien informieren uns über Massenmörder, aber können sie uns den Namen eines Opfers rapportieren?

Das neoliberale Dogma hat eine katastrophale Situation geschaffen, in der nur individualistische Interpretationen des Weltgeschehens erlaubt sind, während die Existenz einer Gesellschaft als Konzept in Frage gestellt wird. Das führt dazu, dass jede Diskussion darüber, was gut für die Gesellschaft ist, als Angriff auf unsere individuellen Freiheiten gewertet wird. Freiheit bedeutet nicht, dass jeder tun kann, was er will, sondern dass niemand etwas tun muss, was er nicht will. Und das ist etwas, was die Kinder heutzutage grösstenteils nicht verstehen und viele ihrer Eltern auch nicht.

Ich bin weder gegen neue Technologien, noch glaube ich, dass wir zu repressiven Massnahmen greifen müssen, aber wir müssen uns diesen Diskussionen öffnen und mehr für den Schutz unserer Kinder tun. Die Tatsache, dass sich unsere Werte so weit von den traditionellen Werten entfernt haben, ist vielleicht keine gute Sache. Aber das Argument, dass es ein Rückschritt ist, eine Idee zu respektieren, die in der Vergangenheit existierte, ist nicht stichhaltig.

Unsere Kinder haben bereits begonnen, mit roboterähnlichen Programmen mit künstlicher Intelligenz zu sprechen. Möglicherweise haben wir nun eine letzte Chance, auf sie zuzugehen und zu versuchen, gemeinsam eine bessere Welt zu schaffen. Bevor die Menschlichkeit endgültig aus ihnen herausgesaugt wird.

Boris Malagurski ist ein serbisch-kanadischer Filmregisseur, Produzent und Drehbuchautor.

Hurra, wir leben in einer Bananenrepublik

Die Deutschen führen Unsummen an ihren Staat ab.
Die Politiker machen damit, wovon das gemeine Volk träumt.

Harald Martenstein

Kürzlich tauchte in einer lockeren Runde der Begriff «Bananenrepublik» auf. Natürlich gepaart mit der Frage: Darf man das noch sagen? Ich erzählte, dass ich noch vor etwa zwanzig Jahren für *Geo* das «Porträt einer Bananenrepublik» schreiben durfte. Der Staat lag in der Karibik. Sein betagter Präsident liess sich vor seiner Wiederwahl, die ihm immer gelang, in seiner Limousine durch seine schöne, aber etwas heruntergekommene Hauptstadt fahren. Dabei verteilte er Geld an das Volk. Posten vergab er ausschliesslich an Verwandte, Förderer und Freunde. «Na, so total anders als bei uns ist das ja nun auch nicht», sagte jemand. Es war eine private Runde. Da redet man in Deutschland heute oft so. Simsen oder mailen würde ich so etwas natürlich nicht. Man weiss ja nie.

Total unsozial ist es also nicht

Es gab eine Opposition im karibischen Staat, die mit ein paar Abgeordneten im Parlament sass, aber es war völlig klar, dass die niemals würden regieren dürfen. Der Präsident würde es nicht zulassen. Die Steuern waren niedrig. Wer etwas erreichen wollte, eine Baugenehmigung zum Beispiel oder Hilfe von der Polizei, was auch immer, der musste an die dafür zuständige Amtsperson ein Schmiergeld zahlen. Die Amtsperson ihrerseits führte Geld an ihre Vorgesetzten ab und diese vermutlich an den Präsidenten, der einen gewissen Teil dieser Einnahmen natürlich in sei-

Die Kuh, die Milch gibt, ist ihres Lebens bei uns also keineswegs mehr sicher.

nen Wahlkampf investierte, bei dem er Geld ans Volk verteilte. So entstand eine Art Kreislauf. Die Schmiergelder für alltägliche Dienstleistungen waren erschwinglich, das Volk sollte ja in der Lage sein, diese Beträge aufzubringen. Die Baugenehmigung eines Millionärs für eine Villa am Meer kostete natürlich eine Menge. Total unsozial war das System also nicht.

«Und wenn man zahlt, dann funktioniert es?», fragte jemand. Ja, sicher, sagte ich. Sonst würde



Eine Art Familienbetrieb.

doch niemand mehr zahlen und die Leute würden rebellisch werden. «Darf man verhandeln?» – «Das geht meines Wissens», sagte ich. Wenn ein Laden schlecht läuft, senken Polizei und Behörden ihre Ansprüche, es sind an sich nette Leute dort. Eine Kuh, die Milch geben soll, schlachtet man nicht.

Man wurde sich schnell darüber einig, dass die Einführung des Prinzips «Bananenrepublik» in Europa den meisten Menschen Vorteile bringen würde. Unser Problem in Deutschland ist, dass wir grosse Mengen Geld an den Staat abführen; gerade eben sind weitere Steuererhöhungen im Gespräch. Die Dienstleistungen aber, die ein Volk für so etwas als Gegenleistung erwartet, werden immer weniger erbracht – gute Infrastruktur, gute Schulen, pünktliche Züge, sichere Parks und Plätze et cetera. Von der Idee, ein Dienstleister zu sein, hat unser Staat sich weit entfernt.

Das Level der staatlichen Leistungen ist heute in vielen Bereichen ähnlich niedrig wie damals in jener Bananenrepublik, die Parks jedenfalls sind in Berlin genauso verlottert. Trotzdem ist alles teurer, und die Steuern sind hoch. Ausserdem machen diejenigen, die all diesen Schotter kriegen, ihren Geldgebern auch noch immer mehr Vorschriften, was in der Bananenrepublik ein Tabu wäre. Die Kuh, die Milch gibt, ist ihres Lebens bei uns also keineswegs mehr sicher und muss sich in ihrem Stall auch noch ständig Vor-

würfe anhören. Unsere hohen Sozialleistungen entsprechen natürlich der Geldverteilung durch den Präsidenten vor jeder Wahl. Der Neubau einer palastartigen Regierungszentrale, wie jetzt in Berlin, hätte übrigens auch eine Idee jenes Präsidenten sein können. Das deutsche Wirtschaftsministerium ist eine Art Familienbetrieb geworden. So gross sind die Unterschiede also wirklich nicht mehr. Nur die Leistungen einer Bananenrepublik werden bei uns nicht erbracht.

Mit Schmiergeld läuft's wie geschmiert

Jemand sagte: «Die echte Bananenrepublik funktioniert nur auf der Basis niedriger Gehälter für Politiker und Amtspersonen. Bei gleichzeitig niedrigen Steuern.» Klar. Sie müssen auf uns angewiesen sein, Diener des Volkes, genau das war übrigens einst die Idee der Demokratie. Wäre es nicht wunderbar, wenn du aufs Amt gehst, dein Schmiergeld zahlst, und dann läuft auf einmal alles wie geschmiert? «Wäre das nicht die Herrschaft der Reichen?», fragte jemand. Aber was letztlich für die Mehrheit angenehmer ist, die Herrschaft einer autoritären, geldgemästeten Staatsbürokratie oder die der Erfolgreichsten, halte ich für eine offene Frage. Kürzlich war zu lesen, was ein ehemaliger Europa-Abgeordneter an Altersbezügen im Extremfall kriegen kann: 121 Prozent. Davon träumt das gemeine Volk. Also, gerecht geht's eh nicht zu.

«Wir brauchen mehr Realpolitik»

Václav Klaus, Tschechiens früherer Präsident, ist einer der ganz grossen Liberalen Europas. Er erlebte den Kommunismus, sah den Fall des Eisernen Vorhangs und führte sein Land in die EU. Heute kritisiert der Freiheitskämpfer die Gleichmacherei in der Union, wendet sich gegen westliche Kriegstreiberei um die Ukraine und warnt vor woken Konservativen.

Roger Köppel

Am Ufer der Donau steht der «Wal», ein grosses Moby-Dick-förmiges Konferenzgebäude, in dem jetzt die Konservativen aus den USA und aus Europa tagen. Zum zweiten Mal organisiert die regierende Fidesz-Partei von Ministerpräsident Viktor Orbán in Ungarn dieses Zusammentreffen der Republikaner, die «Conservative Political Action Conference» (CPAC) der Amerikaner. Es ist auffällig, dass der Name Trump an diesem sonnigen Konferenztag kaum fällt. Man beschwört die gemeinsamen Werte des Westens, die Freiheit, die Familie, die Eigenverantwortung gegen das Unheil der Linken, der Grünen, der Sozialisten, der politisch Korrekten, die die Redner allesamt unter dem Kampfbegriff «woke» zusammenfassen. Ich halte auch eine Rede, allerdings störe ich etwas das Einvernehmen unter Gleichgesinnten. Das Bashing der woken Linken und Grünen hier ist mir zu billig. Die Linken waren immer schon *woke*. Viel mehr beunruhigen mich die woken Konservativen, die rechten Frömmel, die statt Konflikten nur Kreuzzüge und statt Kompromissen nur religiöse Kriege sehen.

Meine Rede kommt erstaunlich gut an. Viele Amerikaner fragen mich nachher, wen ich konkret gemeint habe. Ich verweise auf die Necons in Washington, die jetzt auch hinter dem absurden, neuen, leider nicht nur kalten Krieg gegen Russland und China stehen. Ein junger Republikaner sagt mir, den Voldemort der USA doch noch ansprechend, mit Trump im Weissen Haus wäre das alles nie passiert und würde wohl auch sofort beendet werden. Mal sehen. Einer, der mir als Erster gratuliert, ist Václav Klaus, eine Legende der Politik, begleitet von seiner wunderschönen Partnerin Andrea. In seiner Rede nannte Viktor Orbán den früheren tschechischen Präsidenten «den weisesten Mann Europas». Er riet allen Politikern, Václav Klaus in Prag zu besuchen, den liberalen Ökonomen, der unter den Kommunisten die Stellung hielt, verfolgt wurde, nach der Wende Minister wurde, dann Premierminister und schliesslich Präsident.

Václav Klaus, 81, ein grosser Europäer, führte sein Land in die EU, sieht die Union heute aber

als Gefahr für Europa, weil sie die Vielfalt opfere auf dem Hochaltar einer verfehlten und gefährlichen «Unifizierung». Gegen die neuen Sozialisten der Apokalypse, sei es Corona oder Klima, verteidigt Klaus die Freiheit gegen den Moloch eines wachsenden Staates. Besonders interessant

«Woke ist eine Art Molotowcocktail fürchterlicher Ideologien, die geeignet sind, den Westen wegzuzüchten.»

ist seine Kritik an den westlichen Kriegstreibern im Konflikt um die Ukraine. Ausgerechnet er, der tschechische Freiheitsheld, der Liberale, der Freund der Amerikaner, unterdrückt und geknechtet von den russisch gesteuerten Kommunisten in Prag, wendet sich gegen Putin-Bashing und falsche historische Analogien. Wir beginnen das Interview. Und wer mit Präsident Klaus redet, diesem grossen Europäer, der so viel erlebt hat, lernt das Wichtigste: Freiheit heisst Widerspruch.



«Optimismus ist Pflicht»: Václav Klaus.

Weltwoche: Präsident Klaus, was halten Sie von dieser Konferenz?

Václav Klaus: Das ist eine Konferenz, die vor allem von Ungarn und Amerikanern besucht wird. Darum habe ich mit grossem Interesse Ihrer Rede gelauscht, Herr Köppel. Sie brachten eine Sicht von aussen ein und haben gegen Ende Ihrer Ausführungen einen interessanten Punkt gemacht. Sie sagten, die *woke*-Linken beunruhigten Sie weniger als die *woke*-Rechten. Das gab zu reden, vor allem auch bei den Amerikanern im Publikum, die Sie damit wohl gemeint haben. Und ich darf sagen, dass ich mit Ihrer Analyse einverstanden bin.

Weltwoche: Was läuft heute falsch in den USA? Wir sind ja beide Bewunderer dieses Landes mit seiner grossartigen Freiheitstradition.

Klaus: Das ist richtig. Ich war Ökonomieprofessor in der kommunistischen Tschechoslowakei und ein Anhänger der freiheitlichen Chicagoer Schule der Ökonomie, was natürlich nicht gern gesehen wurde. Ich galt als antisozialistisch, antimarxistisch, anti-was-auch-immer. Mit dem Prager Frühling von 1968, als die sowjetischen Panzer die tschechoslowakische Freiheitsbewegung niederwalzten, wurden die USA für mich zum Sehnsuchtsort schlechthin. Das ist heute anders. Die USA haben sich verändert, leider nicht zum Guten. Für jemanden, der in den USA einst die Flamme der Freiheit sah, ist das eine deprimierende Entwicklung.

Weltwoche: Was ist aus Ihrer Sicht falsch gelaufen? Wann sind die USA falsch abgebogen?

Klaus: Ich habe ein Buch veröffentlicht: «Brave New West». Der Titel ist eine Anspielung auf «Brave New World», die Dystopie von Aldous Huxley. In meinem Buch fasse ich diese Entwicklung unter dem Begriff «woke» zusammen. Man könnte es auch Moralismus nennen. Gemeint ist eine Art Molotowcocktail fürchterlicher Ideologien, die geeignet sind, die mentale und institutionelle Struktur des Westens wie Säure wegzuzüchten. Was wir einst für selbstverständlich hielten, ist auf einmal gefährdet: die Meinungsfreiheit, die Eigentumsrechte, die Demokratie.

Weltwoche: Woher kommt diese Tendenz des Menschen, aus allem eine Religion zu machen?



«Die USA haben sich verändert, leider nicht zum Guten»: Biden, Selenskyj (l.).

Ich dachte bisher, vor allem die Deutschen seien in dieser Hinsicht gefährdet.

Klaus: Ich wünschte, ich wüsste es. Was ich sagen kann: Der Westen hat die *woke*-Kultur nicht importiert, sondern selbst geschaffen.

Weltwoche: Ein Aspekt dieses Phänomens ist die *woke*-Aussenpolitik. Auch Konservative lassen sich dazu hinreissen und machen aus jedem Interessengegensatz zweier Staaten eine Frage von Gut und Böse. Man sieht sich im Bund mit Gott und zieht in Kriege gegen Andersdenkende wie einst die Kreuzritter im Mittelalter. Wohin führt das noch? Schlafwandeln wir in eine absurde Version des Kalten Kriegs? In einen dritten Weltkrieg?

Klaus: Ich stimme Ihrer Analyse der *woke*-Aussenpolitik zu. Wohin das führt, ist unabsehbar. Sicher ist: Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine ist auch ein Krieg zwischen dem Westen und Russland. Und über dessen Ende wird in Washington entschieden. Weil Präsident Biden im November 2024 nochmals zur Wahl antreten will, wird er den Krieg wohl weiterlaufen lassen. Jetzt einen Frieden zu machen, wäre für ihn vermutlich zu kompliziert. Ich bedaure das sehr. Zu den Opfern des Kriegs gehört auch unsere Diskussionskultur. Man darf nichts mehr kritisieren. Kaum jemand redet mehr von der falschen Migrationspolitik, von der verhängnisvollen Klimapolitik. Alle haben sich einzureihen.

Weltwoche: Sogar Leute wie Amerikas Elder Statesman Henry Kissinger werden niedergemacht, wenn sie für eine diplomatische Lösung des Ukraine-Konflikts plädieren.

Klaus: Er wird am 27. Mai hundert Jahre alt. Ich organisiere zu seinen Ehren eine kleine Konferenz in Prag. Es ist ein Versuch, seine Politik des aussenpolitischen Realismus wieder bekannter zu machen. Wir brauchen dringend mehr Realpolitik, vor allem in den USA. Über die EU möchte ich in diesem Zusammenhang gar nicht reden.

Weltwoche: Ich habe Kissinger dieses Jahr am World Economic Forum [WEF] erlebt. Er war die einzige vernünftige Stimme dort.

Klaus: Ich besuchte das WEF sechs Wochen nach dem Ende des Kommunismus zum ersten Mal. Ich war wohl als so eine Art Kronzeuge der

«Wir erleben den Versuch, alles zu vereinheitlichen, alles unter ein Joch zu zwingen.»

Freiheit geladen. Die Diskussionen eröffneten mir neue Horizonte, und ich reiste in der Folge jedes Jahr nach Davos – insgesamt siebzehnmals, glaube ich. Bei meinen letzten paar Besuchen hatte ich das Gefühl, das WEF entwickle sich in eine falsche Richtung. Ich schrieb darüber in einer tschechischen Zeitschrift einen Artikel mit dem Titel «Homo Davosensis». WEF-Chef Klaus Schwab muss davon gehört haben. Jedenfalls wurde ich seither nie mehr eingeladen.

Weltwoche: Sie sagten, Sie wollten über die EU eigentlich gar nicht reden. Leider kann ich Ihnen das Thema nicht ganz ersparen. Ich traf kürzlich Präsident Orbán zum Interview. Er sagte, die EU habe im Ukraine-Konflikt noch

2014 und 2015 eine wichtige Rolle gespielt, nach der Krimkrise, als in Minsk die Friedensabkommen verhandelt wurden. Heute sei die EU kein Machtfaktor mehr. Meine spontane Antwort darauf lautete, das liege an der EU selbst. Sie schwäche die alten, stolzen Nationalstaaten, ohne etwas Gleichwertiges an ihre Stelle zu setzen. Europa sei verschwunden. Was halten Sie von dieser These?

Klaus: Zunächst protestiere ich immer, wenn EU und Europa gleichgesetzt werden. Natürlich gibt es immer noch eine europäische Kultur. Aber politisch ist der Kontinent geschwächt, keine Frage. Und das liegt zweifelsohne an der EU. Verstehen Sie mich bitte richtig: Ich bin kein Gegner der europäischen Zusammenarbeit. Ich reichte als Ministerpräsident das EU-Beitrittsgesuch der Tschechischen Republik ein und unterzeichnete als Staatspräsident das Beitrittsprotokoll. Leider hat sich die EU nicht wie erhofft entwickelt. Wir erleben den Versuch, alles zu vereinheitlichen, alles unter ein Joch zu zwingen. Das hat die Stimme Europas zum Schweigen gebracht.

Weltwoche: Was können Konservative dagegen tun?

Klaus: Erstens einmal müssen wir das Timing im Griff haben. Umgelegt auf die Sowjetunion: Stehen wir im Jahr 1987 oder 1953? Ist das Ende nah oder fern? Ich glaube, wir stehen erst am Anfang. Diese fehlgeleitete EU wird nicht morgen oder übermorgen überwunden sein. Was also tun? Als ehemaliger Minister- und Staatspräsident kann ich die Leute schlecht dazu aufrufen, in den Strassen zu revoltieren. Ich kann nur jedem, der meine Problemanalyse teilt, raten, in politischen Parteien mit vernünftiger Zielsetzung mitzumachen.

Weltwoche: Gibt es für Sie heute unter Europas Politikern einen Hoffnungsträger?

Klaus: Einzig meinen Freund Viktor Orbán. Sonst sieht es düster aus. Die CDU nennt sich zwar konservativ, ist aber inzwischen das Gegenteil davon. Was mir Hoffnung macht, sind die Politiker der zweiten und dritten Reihe. Ich lerne immer wieder gute Leute kennen.

Weltwoche: Wo sehen Sie Europas Rolle in der Welt? Soll der Kontinent, mit Goethe gesprochen, ein west-östlicher Diwan werden, eine Brücke der Verständigung in einer Welt, die zunehmend multipolar geprägt ist?

Klaus: Das halte ich für einen guten Vorschlag. Die multipolare Welt ist eine Tatsache. Das haben sich die Amerikaner auch selbst zuzuschreiben, weil sie in den letzten dreissig Jahren ihre Stellung als Hegemon missbraucht haben. Sie sind nicht mehr automatisch das leuchtende Vorbild aller aufstrebenden Nationen.

Weltwoche: Zum Schluss: Welche Botschaft ist Ihnen die wichtigste?

Klaus: Ich möchte mit Karl Popper antworten: «Optimismus ist Pflicht».

Weltwoche: Herr Präsident, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Klimawender, Betonmischer

Mitte-Präsident Gerhard Pfister will den CO₂-Ausstoss nach dem Verursacherprinzip besteuern. Gleichzeitig präsidiert er die Zement-Produzenten. Auch sonst klaffen Widersprüche.

Christoph Mörgeli

Bei «Feusi Fédéral» des *Nebelspalter*s gab Gerhard Pfister den feurigen Befürworter des Klimagesetzes, über das am 18. Juni abgestimmt wird. Im Fall der Ablehnung sei dies eine erneuter Rückschritt der Schweiz, um die «absolut notwendigen» Pariser Klimaziele zu erfüllen. Mittel- und langfristig gehe es ohne wirkliche finanzielle Bestrafung des CO₂-Ausstosses nicht: «Wenn wir überzeugte Anhänger einer sozialen Marktwirtschaft sind, müssten wir uns sagen: Das Grundproblem ist, dass der Verbrauch von CO₂ falsch bepreist ist.»

Feiertag für liberale Verfassung

Das sind bemerkenswerte Sätze des Mitte-Präsidenten, zumal Gerhard Pfister nebenbei als Präsident des Verbands der Schweizerischen Zementindustrie (Cemsuisse) amtiert. Zement als unverzichtbarer Bestandteil von Beton, gilt aber als so ziemlich unbestrittener Rekordhalter des CO₂-Ausstosses. Die Zement-

industrie ist für etwa acht Prozent der weltweiten Kohlendioxid-Emissionen verantwortlich. Mit seinen Voten und Vorstössen für ein konsequentes Verursacherprinzip bei allen Treibhausgas-Emissionen schadet Pfister genau jener Zementindustrie, deren oberster

Welches Interesse hat er daran, den so wichtigen 1. August und die Erinnerung an 1291 zu relativieren?

Lobbyist er eigentlich wäre. Realistische Fachleute wissen, dass Beton noch viele Jahrzehnte lang ein unverzichtbarer Baustoff bleiben wird.

Vor allem die Produktion von Klinker als wichtigstem Bestandteil von Zement ist enorm energieintensiv. Bislang scheint keine Technologie in Sicht, mit der sich Treibhausgas-Emissionen aus der Zementherstellung völlig vermeiden lassen. Pfister selber meint dazu: «Der Zementindustrie werden ihre CO₂-Emissionen bereits verursachergerecht angelastet. Sie ist im Übrigen besser auf Kurs beim Netto-null-Ziel als die Schweiz im Durchschnitt.»

Weit effizienter vertritt Gerhard Pfister die Bauwirtschaft in der Frage der Personenfreizügigkeit. In der Schweiz betreffen nachweislich vier von fünf neuerstellten Wohnungen die Zuwanderung. Konsequenterweise setzt sich Pfister jeder Begrenzung der Zuwanderung aus dem EU-Raum, obwohl die Basis seiner Mitte-Partei einer solchen gemäss Tamedia-Umfrage mit 71 Prozent zustimmt. Pfister meinte gegenüber der *Weltwoche*: «Ohne Personenfreizügigkeit würden die Probleme grösser.» Er hat die Privatschule seiner Vorfahren nach 92-jährigem Bestehen verkauft und abrechnen lassen. Seither sind in Oberägeri gemäss Ausschreibung «22 elegante Etagen- und Attikawohnungen» entstanden.

Erstaunlich auch, dass der Mitte-Präsident unlängst im Parlament für einen zweiten Nationalfeiertag am 12. September gestimmt hat. Die Feier dieses Datums soll an jene Bundesverfassung erinnern, welche die Liberal-Radikalen 1848 nach einem Bürger-

krieg gegen den Willen von Pfisters Kanton Zug durchgesetzt haben. Erinnert sich der ehemalige CVP-Chef, der sich früher gerne zu katholisch-konservativen Werten bekannt hat, dass seine Partei damals in scharfer Opposition gegen genau diese Verfassung stand? Welches Interesse hat er daran, den für seine Zentralschweiz so wichtigen 1. August und damit die Erinnerung an 1291 zu relativieren?

Pfister kommentiert sein Stimmverhalten so: «Die historische Mission meiner Partei war es, die Katholiken mit dem neuen Bundesstaat zu versöhnen und sie darin zu integrieren. Das ist gelungen, und auch darum verdient der 12. September eine stärkere Beachtung im historischen Gedächtnis der Schweiz.»

Zwölf bezahlte Mandate

In eigener Sache scheint Gerhard Pfister erfolgreicher als bei den Wahlergebnissen seiner Partei. Der Zuger hat neben seinem Nationalratsmandat und dem besthonorierten aller Parteipräsidiolen zwölf weitere bezahlte Pöstchen gesammelt. So ist er Präsident der Firma Pfister & Netzwerk, die seit zwölf Jahren in der Branche «PR-Dienstleistungen» tätig ist und dabei Politik, Wirtschaft und Bildung vernetzen will. Mit einem Architekten hat er letztes Jahr die Pfister Schnieper Consulting gegründet, bei der es um «Politik, Bildung, Immobilien, Prozesse, Netzwerke, Strategien» geht.

Wenn Pfister lautstark eine Eigenkapitalquote von 20 Prozent für die Banken fordert, nimmt er ein gewaltiges Bankensterben und einen weiteren dramatischen Bedeutungsverlust des Schweizer Finanzplatzes in Kauf. Er findet allerdings, der Finanzplatz erodiere wegen des Fehlmanagements von Bankern. Von einer Casino-Mentalität der Banken würde er dennoch niemals sprechen. Der Mitte-Chef präsidiert nämlich den Schweizer Casino-Verband. Dessen 243 Spieltische und 4410 Geldspielautomaten benötigen sehr viel Energie. So gesehen, ist das von Pfister beworbene Klimagesetz möglicherweise auch für die Spielcasinos nicht unbedingt des Rätsels beste Lösung.



Rätsels beste Lösung: Politiker Pfister.

«Ami, don't go home!»

Am Beispiel China zeigt sich: Linke und Medien wurden plötzlich zu glühenden Proamerikanern.



Im Juni 2010 reiste die Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey nach China. Die Schweizer Journalisten fanden diesen Kontakt bedeutungsvoll.

«Sehr, sehr gute Gespräche mit China», konnte der *Tages-Anzeiger* seinen Lesern vermelden. «Grossartige Kulisse für Micheline Calmy-Rey», schrieb die *Basler Zeitung* über ihre Visite. Mit ihrem «Arbeitsbesuch in China», so verkündete die «Tagesschau», wolle sie «die Beziehungen verbessern».

Das ist ein Dutzend Jahre her. Es war die Zeit, als Linke wie Bürgerliche viel Gefallen an China fanden. Die Linken waren angetan vom kommunistischen Wirtschaftsboom, denn das belegte, dass die «Überwindung des Kapitalismus», wie es in ihren Parteiprogrammen stand, doch keine rote Illusion war. Die Bürgerlichen wiederum applaudierten dem rasant wachsenden Handelsvolumen mit China und dessen zunehmend wichtigeren Rolle als zuverlässiger Zulieferer von Industriekomponenten.

Die Journalisten, die Branchenvertreter des geschmeidigen Opportunismus, schwammen logischerweise im Trend mit. «Schweiz und China kooperieren», freute sich damals die NZZ. «Schweiz und China kommen sich näher», freute sich damals der *Blick*.

Zurück in die Gegenwart. Letzte Woche wurde publik, dass Ueli Maurer, früherer Bundesrat und nun Pensionär, sich privat mit dem chinesischen Botschafter in Bern getroffen hatte. Nun schäumten die Journalisten vor Wut über diesen China-Kontakt.

«Ueli Maurer handelte rücksichtslos. Er handelte undiplomatisch und naiv», tobten die

Blätter der Tages-Anzeiger-Gruppe. «Es ist nicht das erste Mal, dass Ueli Maurer mit seiner China-Nähe auffällt», erregte sich der *Blick*. Und «10 vor 10» fand das Treffen dermassen «brisant», dass es als Kronzeugen gegen Mau-

Das Wohlwollen der Medien gegenüber China hat in tiefste Ablehnung umgeschlagen.

rer den linksextremen SP-Nationalrat Fabian Molina aufbot, der Maurer «chinesische Propaganda» vorwarf.

Über diesen Molina wird noch zu reden sein, zuerst aber die Bestandesaufnahme.

Das frühere Wohlwollen der Medien gegenüber China hat in wenigen Jahren in tiefste Ablehnung umgeschlagen. Es ist erklärbar durch einen rigorosen politischen Stellungswechsel im linken Lager.

Der frühere und traditionelle Anti-amerikanismus der Linken hat sich in erstaunlich kurzer Zeit in einen glühenden Proamerikanismus der Linken verwandelt. Was die USA als Linie diktieren, von Moskau und Kiew bis Beijing und Taipeh, ist für die Linke heute die unumstössliche Lehre. Die Journalisten, in ihrer grossen Mehrheit ebenfalls linksorientiert, haben diesen fliegenden Wechsel zur US-Nähe ebenso fliegend mitgemacht.

In den linken Parteien und den Medien ist die aussenpolitische Agenda der USA heute nahezu widerspruchslöse Doktrin. Das gilt für die US-Position zu Nato, Welthandel und Aufrüstung

wie für die US-Position im Ukraine-Krieg. Am glühendsten proamerikanisch sind Linke und Medien bei der Haltung gegenüber China. Sie unterstützen vorbehaltlos die politischen wie ökonomischen Druckversuche der USA gegen China, mit denen Washington seine globale Vormachtstellung weiterhin zu sichern sucht.

In den Medien ist der Schwenk zur Bewunderung der US-Politik ebenso markant. Und damit wären wir zurück beim sozialistischen Nationalrat Fabian Molina.

Molina reichte im Nationalrat die Motion ein, eine Solidaritätsadresse für «verstärkte Zusammenarbeit» nach Taiwan schicken. Er reüssierte mit der Idee, weil nicht nur die Linke geschlossen dafür stimmte, sondern auch einige Mitläufer von FDP und der Mitte zu Molina überliefen.

Molina kopierte mit seiner Aktion die führende US-Demokratin Nancy Pelosi, die im letzten Jahr demonstrativ nach Taiwan gereist war, dies mit der klaren Absicht, China «zu provozieren». Der US-hörige Molina lieferte dieselbe Provokation nun mit helvetischem Absender nach.

Die Mehrheitsmedien, wen wundert's, priesen den Linksozialisten Molina nun als grossen Verteidiger der westlichen Werte und titelten: «Nationalrat sendet Liebesgrüsse nach Taiwan».

Eigentlich ist es eine ziemlich bizarre Wende, die wir beim Verhältnis zu den USA bei den linken Parteien wie bei den mit ihnen verbundenen Journalisten erleben.

Vor nicht allzu langer Zeit skandierte das linke Lager: «Ami, go home!» Heute skandiert das linke Lager: «Ami, come back!»

Die Bedeutung der Krönung

Grossbritannien bleibt ein starkes Land: immer noch gelassen patriotisch, immer noch fähig, sich zu erneuern.

Toby Young

London

Der obige Titel stammt nicht von mir. Es ist die Überschrift eines hervorragenden Textes, den mein Vater Michael Young und sein Kollege Edward Shils 1953 zur Krönung Ihrer Königlichen Hoheit Elisabeth II. geschrieben haben. Er wurde in der akademischen Zeitschrift *Sociological Review* publiziert. In Anlehnung an die Werke des französischen Soziologen Emile Durkheim argumentieren sie, dass die Krönung eine Bekräftigung der moralischen Werte war, nach denen unsere Gesellschaft lebt – ein Akt nationaler Verbundenheit. Sie fassen ihre Hypothese folgt zusammenfassen:

Eine Gesellschaft wird durch ihre innere Übereinstimmung über die Heiligkeit bestimmter fundamentaler moralischer Normen zusammengehalten. Die zentrale Autorität einer geordneten Gesellschaft, sei sie nun weltlich oder kirchlich, wird in wenig wahrgenommener und nur selten expliziter Weise als Kommunikationsweg mit dem Reich der heiligen Werte anerkannt. Innerhalb ihrer Gesellschaft geniesst die konstitutionelle Monarchie eine fast universelle Anerkennung in dieser Eigenschaft. Daher ist sie in der Lage, das moralische und zivile Feingefühl der Gesellschaft zu steigern und sie mit Symbolen jener Werte zu durchdringen, auf die die Sensibilität reagiert. In losen Abständen bringen Rituale die Gesellschaft oder Teile von ihr in Kontakt mit diesem Gefäss der heiligen Werte. In einer gewissen Zeit bot die Krönung fast der ganzen Gesellschaft einen so intensiven Kontakt mit dem Heiligen, dass wir es für gerechtfertigt halten, sie so zu interpretieren, wie wir es in diesem Essay getan haben, nämlich als einen grossen Akt nationaler Verbundenheit.

Gilt das auch für die Krönung, die wir am vergangenen Samstag erlebten? Die heiligen Symbole waren alle da – der Krönungsstuhl, den Edward I. in Auftrag gegeben hatte; der Reichsapfel; die Imperial State Crown mit einem Rubin, den Heinrich V. in der Schlacht von Agincourt trug.

Aber stellte sich für die Menschen, die die Zeremonie im Fernsehen verfolgten, das Gefühl ein, mit dem Bereich heiliger Werte in Kon-



Heiligkeit der Familie: Charles und Camilla nach der Zeremonie.

takt zu treten? War die Zeremonie ein Abbild der grundlegenden moralischen Standards, die die britische Gesellschaft kennzeichnen? War es ein Akt nationaler Verbundenheit? Es ist

Welche heilige Bedeutung konnte das für Menschen haben, die nicht an Gott glauben?

verlockend, mit «Nein» zu antworten. Denn der ganze Anlass war tief im Christentum verwurzelt, von der Rolle des Erzbischofs von Canterbury bis hin zu den Chorgesängen. Das Auffälligste an der ganzen Krönung war, wie wenig sich seit 1953 verändert hat. Ich hielt Ausschau nach dem Einschleusen woker Elemente, aber ich war enttäuscht – oder vielmehr an-

genehm überrascht. Im Wesentlichen wurde Charles königliche Autorität von Gott verliehen, was im mystischsten Teil der Zeremonie deutlich wurde, als er, hemdsärmelig und verborgen hinter einer Leinwand stehend, mit Weihwasser gesalbt wurde.

Nick Caves Tränen

Welche heilige Bedeutung konnte das für Menschen haben, die nicht an Gott glauben? Ich denke, die Frage beruht auf einem oberflächlichen Verständnis dessen, was die Zeremonie bedeutet. Shils und Young beschreiben schon das Grossbritannien von 1953 als eine «post-christliche» Gesellschaft, obwohl es damals noch viel mehr Kirchgänger gab. Aber wie viele von ihnen verstanden sämtliche christlichen Elemente der Krönung? Die Tatsache, dass vie-



les davon unverständlich war – zum Beispiel die Übergabe eines Stabes an den Monarchen –, gehört zu dem, was sie so unverkennbar britisch macht. Dieser Aspekt wurde vom Rockstar Nick Cave, der am Samstag bei der Krönung anwesend war, liebevoll eingefangen. In seinem Blog antwortete er ein paar Tage zuvor auf verschiedene gereizte E-Mails, in denen er gefragt wurde, warum er sich die Mühe mache, dorthin zu gehen:

Ich habe die verstorbene Königin einmal bei einem Anlass im Buckingham Palace für «aufstrebende Australier, die in Grossbritannien leben» (oder so ähnlich) getroffen. Es war eine eher peinliche Angelegenheit. Aber die Queen selbst, die ein lachsfarbenes Twinset trug, wirkte fast ausserirdisch und war die charismatischste Frau, die ich je getroffen habe. Vielleicht lag es am Licht,

aber sie leuchtete tatsächlich. Als ich meiner Mutter – die gleich alt war wie die Königin und auch in ihren Neunzigern starb – davon erzählte, füllten sich ihre alten Augen mit Tränen. Im vergangenen Jahr, während ich die Beerdigung der Königin im Fernsehen anschaute, merkte ich zu meiner Verwunderung, dass auch ich weinte, als Krone, Reichsapfel und Zepter von ihrem Sarg geräumt wurden und sie unter den Boden der St. George's Chapel abgesenkt wurde. Was ich sagen will, ist, dass ich, abgesehen von den endlosen, notwendigen Debatten über die Abschaffung der Monarchie, eine unerklärliche emotionale Bindung zu den Royals habe – ihre Fremdartigkeit, die absolut exzentrische Natur der ganzen Sache, die so perfekt die einzigartige Verrücktheit Grossbritanniens widerspiegelt. Ich fühle mich einfach zu solchen Dingen hingezogen – zum Bizarren, Frappierenden, zum verblüffend Spektakulären, Beeindruckenden.

Grosszügigkeit, Loyalität, Liebe

Das also ist ein Teil der Bedeutung. Für viele verkörperte die Krönung die Einzigartigkeit unseres Landes. Nicht unbedingt eine Bekräftigung unserer heiligen Werte, sondern eine Feier unserer Exzentrik, Schrägheit. Manche mögen die königliche Familie nicht und zeigen auf ihren Reichtum und die Kosten für die Durchführung von Veranstaltungen wie dieser (250 Millionen Pfund). Würde man mit diesem Geld nicht besser Hilfsbedürftige unterstützen? Aber die meisten Briten haben eine starke Bindung an die Monarchie. Das liegt daran, dass kein anderes Land eine derartige Show hinlegen kann. Dafür sind wir berühmt. Dafür kommen jedes Jahr Millionen von Touristen nach Grossbritannien, um die Paläste zu besichtigen, hoffend, einen der Bewohner zu Gesicht zu bekommen.

Aber sie kommen auch, weil die Royals eine Familie sind, was für viele Menschen zentral ist, wenn es um die Bedeutung von Institutionen geht. Shils und Young zitieren den Essayisten und Journalisten Walter Bagehot, der erklärte, wieso die Handlungen einer Witwe im Ruhestand und eines arbeitslosen jungen Mannes (Königin Victoria und der Prinz von Wales) so wichtig sind: Sie sind Mitglieder einer Familie und als solche für die Masse nachvollziehbar. Zweifellos fiel eine deutliche Anzahl von Mitgliedern der Firma, die bei der Krönung anwesend waren, durch ihren Status als schwarze Schafe auf. Aber es war das Netz familiärer Beziehungen, das Charles umgab, das für die bewegendsten Momente sorgte. Etwa, als sein Sohn William ihm nach der Salbung beim Ankleiden half. Was Shils und Young über diesen Aspekt der Krönung von 1953 schreiben, könnten man auch über die jüngste Krönung sagen:

Die Familie bleibt trotz verheerender Schäden durch das städtische Leben und trotz derer, die behaupten, sie be-

finde sich in Auflösung, eine der zähesten Institutionen. Die familiäre Bindung wird als heilig angesehen, selbst von denen, die sich den weitreichenden Verpflichtungen, die sie auferlegt, entziehen würden oder dies auch tun.

Die Krönung bringt, wie jedes andere grosse Ereignis, das in irgendeiner Weise den Sinn für das Heilige berührt, Lebendigkeit in Familienbeziehungen. Die Krönung war, ähnlich wie Weihnachten, eine Zeit, um die Bande der Familie enger zu knüpfen, ihre Solidarität zu bekräftigen und die Werte der Familie – Grosszügigkeit, Loyalität, Liebe – zu betonen, die gleichzeitig die grundlegenden Werte sind für das Wohlergehen der gesamten

Gesellschaft. Wo Radio gehört, ferngesehen oder in den Strassen die Festdekoration bestaunt wurde, war die Familie die Einheit. Weder Mutter noch Vater waren weit weg, wenn sich ihre Kinder auf einem der Tausenden von Strassen- und Dorffesten in der letzten Woche zu Kuchen und Eis hinsetzten. Aus den Menschenmengen ragten überall kleine Kinder heraus, die auf den Schultern der Eltern thronten. Allerorts im Land wurden Kinderwagen und Buggys über weite Strecken geschoben, um Kleinkinder, die wenig sehen oder wahrnehmen konnten, mit den Symbolen des grossen Ereignisses in Kontakt zu bringen. Es war, als hätten die Menschen erkannt, dass die Familie und nicht das Individuum die elementarste Einheit für den Eintritt in die Verbundenheit mit dem Heiligen ist.

Ja, es war ein berührend sonderbares Ereignis. Es bedeutete den heutigen Briten wahrscheinlich etwas weniger als die Krönung von Königin Elisabeth vor siebzig Jahren. Die grosse Entdeckung für mich war, wie viel Wichtig-

Für viele verkörperte die Krönung die Einzigartigkeit unseres Landes.

keit das alles hatte, wie sehr das britische Volk noch immer mit seinem Monarchen verbunden ist, wie wenig Verdrossenheit es gegenüber den Symbolen und Ritualen einer aussterbenden Religion gibt. Und wie gross die Zuneigung der einfachen Leute war, nicht nur gegenüber diesem 74-Jährigen mit den Segelohren und seiner Frau, seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seinen Enkelkindern, sondern auch gegenüber jedem anderen.

Grossbritannien fühlte sich am Samstag nicht wie ein Land an, das in Zwietracht und Spaltung absinkt, sondern wie eine starke Nation. Immer noch gelassen patriotisch, immer noch von hoher sozialer Solidarität, immer noch fähig, sich zu erneuern.

Toby Young ist Generalsekretär der Free Speech Union. Dieser Artikel erschien zuerst auf www.dailysceptic.org. Aus dem Englischen von Beatrice Schlag

Mauerseglers späte Heimkehr

Die virtuosen Flugakrobaten sind zuverlässige Frühlingsboten. Wie wissen sie eigentlich, wann es Zeit ist, sich auf die Reise zu machen?

Veronika Straass

Schon Mitte April sind erste Vorboten eingetroffen, und seit Anfang Mai ziehen wieder ganze Trupps mit durchdringenden «Sriiii»-Rufen um die Häuser und Türme und über den Himmel. Nicht zufällig heissen Mauersegler im englischen Sprachraum *swifts*, die Schnellen, die Rasanten.

Wenn die Vögel in ihrem europäischen Brutgebiet ankommen, haben sie je nach Zielort an die 10 000 Flugkilometer hinter sich. Wie Forscher der schwedischen Lund University herausgefunden haben, schaffen die Segler durchschnittlich 570 Kilometer Wanderstrecke am Tag; der Rekordhalter brachte es sogar auf 832 Kilometer.

Methodik des «Fressfluges»

Solche gewaltigen Flugleistungen sind für uns kaum vorstellbar. Mauersegler können derartige Strecken nur deshalb bewältigen, weil sie sozusagen die Luftbetankung erfunden haben: Sie müssen nicht zwischenlanden, um sich zu verpflegen. Mauersegler halten sich im Flug einfach an die insektenhaltigen Luftschichten und schnappen nach allem, was dahergeschwirrt kommt und die passende Grösse hat. Wenn sie Durst haben, sicheln sie im Tiefflug über Wasserflächen und schöpfen ein paar Schlucke. Selbst Schlafpausen brauchen sie nicht. Mauersegler schlafen im Flug. Sogar die Paarung findet in luftiger Höhe statt. Der Lebensraum der Mauersegler ist nun mal die Luft.

Meist jagen die Vögel bis zu 50 Meter über dem Boden, doch wenn warme Aufwinde ihre Beute in grössere Höhen hinaufwirbeln, folgen sie ihnen bis an die Untergrenze der Kumuluswolken. Beuteflüge auf 3000 Metern sind bewiesen.

Die Methodik des «Fressfluges» klingt genial, aber sie hat auch ihre Schattenseiten: Zwar können die Meisterflieger Beuteangebote nutzen, die kaum einer anderen Vogelart zugänglich sind, andererseits sind sie von der Wetterlage abhängig. Kündigt sich ein Tiefdruckgebiet an, fliegen die Vögel vor der Wetterfront her und halten sich, solange es geht, in dem gleichmässig warmen Sektor zwischen Kalt- und Warmfront



Die Körpertemperatur sinkt, Herzschlag und Atmung verlangsamen sich.

auf, wo es noch genügend Insekten gibt. Wenn das nicht mehr möglich ist, durchqueren sie die Kaltfront gegen den Wind und lassen sie schnellstens hinter sich. Tiefdruckgebiete können wandernde Mauersegler zu Umwegen von bis zu 2000 Kilometern zwingen, und sie sind der Hauptgrund dafür, dass die Vögel in manchen Jahren später als gewohnt im Brutgebiet ankommen.

Auch während der Brutzeit müssen Mauersegler bisweilen Wetterfluchten antreten. Ihre Jungen sitzen unterdessen ohne Futterlieferungen im Nest. Dennoch kommt es weit seltener zu dramatischen Brutaussfällen, als zu befürchten wäre. Mauersegler – die Jungtiere

Sie erinnern an Zugreisende: Alle haben dieselbe Richtung, aber jeder steigt an einer anderen Station aus.

ebenso wie die erwachsenen Vögel – können in Notzeiten in eine Art Stand-by-Modus verfallen, den sogenannten Torpor. Während dieser Hungerstarre werden alle Körperfunktionen auf Notbetrieb heruntergefahren. Die Körpertemperatur sinkt, Herzschlag und Atmung verlangsamen sich, der Vogel lebt von seinen Fett-

reserven und verzichtet auf alles, was nicht zum unmittelbaren Überleben notwendig ist. Bis zu zwei Wochen können Nestlinge auf diese Weise durchhalten – allerdings auf Kosten ihrer Entwicklungszeit. Bis zu sieben Wochen kann es dauern, bis ein Mauerseglerküken zum flugtüchtigen Vogel herangewachsen ist.

Paare verbringen den Winter getrennt

Und dann sind sie auf einmal alle wieder weg. Wenn die Tage inklusive Dämmerung kürzer als siebzehn Stunden sind, «sagt» eine innere Uhr den Mauerseglern, dass es an der Zeit ist, sich wieder auf den Weg ins südliche Afrika zu machen. Sie reisen zwar gerne im Pulk, aber jeder Vogel hat seine eigene Reisestrategie. Mauersegler erinnern an Reisende in einem Zug: Alle haben dieselbe Richtung, aber jeder steigt an einer anderen Station aus. Die beiden Partner eines Paares beispielsweise können den Winter einige tausend Kilometer voneinander entfernt verbringen. In den ersten Maitagen des nächsten Jahres aber werden sie sich wieder zuverlässig an ihrem Brutplatz treffen. Am Magnetfeld unseres Planeten, das an jedem Ort dieser Erde seine eigene Charakteristik hat, so unverwechselbar wie ein Fingerabdruck, werden sie erkennen, wenn sie am Ziel sind.

BRIEF AUS ISTANBUL

Rengin Beyaz



Der Wahlkampf hier in der Türkei ist in den letzten Tagen heftig und rau, auch aggressiv geworden. Anfänglich wurde er recht zahm geführt. Das lag zunächst daran, dass die Opposition Mühe hatte, sich auf einen Kandidaten zu einigen. Dann kam das schreckliche Erdbeben. Im Schock kamen die Parteien überein, die Zahl der Wahlveranstaltungen auf ein Minimum zu reduzieren und, anders als sonst üblich, auf Fahnen-schmuck oder Poster mit den Kandidaten zu verzichten. In der Trauer dachte niemand an politische Kundgebungen. Jetzt sehen wir aber deutlich: Die Regierungspartei AKP ist nervös, allen voran natürlich Präsident Recep Tayyip Erdogan. Um seine Chancen am kommenden Wahltag zu erhöhen, hat seine Regierung fünf Tage vor den Wahlen das Mindesteinkommen und die Renten massiv erhöht.

Es zeichnet sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Erdogan und seinem Herausforderer Kemal Kılıçdaroglu ab. Deshalb erwarte ich einen zweiten Wahlgang, da laut letzten Umfragen kein Kandidat die absolute Mehrheit erreichen wird.

Manche bezweifeln zwar, dass Erdogan, sollte er verlieren, das Resultat akzeptieren und den Präsidentenpalast räumen wird. Meines Erachtens wird Erdogan den Wahlausgang aber respektieren müssen, auch wenn er für ihn negativ ausfällt. Denn seine AKP ist geschwächt und in sich zerstritten. Ihm würde deshalb der Rückhalt fehlen, um einer allfälligen Niederlage zu trotzen. Zudem wirkt Erdogan gesundheitlich angeschlagen. Einige sprechen von epileptischen Anfällen. Erst neulich wurden seine Beschwerden während eines live übertragenen Fernsehinterviews deutlich.

Plötzlich wurde die Sendung unterbrochen – ohne Angabe von Gründen. Aber ein Rülpsen war deutlich zu hören. Der Journalist, der ihm gegenüber sass, wies die Regie an, sofort eine Sendepause einzuschalten. Dann hörte man bloss «Oje, oje». Einige meinen, dass Erdogan ohnmächtig geworden sei. Sicher ist bloss, dass er sehr geschwächt ist.

Sein Herausforderer Kemal Kılıçdaroglu wirkt demgegenüber robust und gelassen. Der 74-Jährige hat in der Bürokratie Karriere gemacht. Er ist weniger charismatisch als Erdogan. Sein Auftreten sei fast schon langweilig, haben ihm Parteistrategen vor Beginn

Bei einem Sieg würde Kılıçdaroglu dem Westen weniger Schwierigkeiten bereiten als Erdogan.

des Wahlkampfs vorgeworfen und ihn aufgefordert, nicht zu kandidieren. Inzwischen hat er aber Profil gewonnen und führt einen geschickten Wahlgang. Kılıçdaroglu, ein Alawit, sucht das Gespräch mit Minderheiten. So versucht er, aufgestaute Probleme zu erörtern, um das Klima im Land zu entspannen.

Kılıçdaroglu bemüht sich zudem um ein sauberes Image. In Videos zeigt er sich als moderater Politiker und Familienvater, der bescheiden haust. Er werde weder in Saus und Braus leben, versprach er zum Beispiel in einer Videobotschaft, noch in den Prunkpalast ziehen, den Erdogan mit Steuergeldern für sich gebaut hat. Er würde sich als Präsident mit einem kleinen Anwesen begnügen. Als ob er das beweisen wollte, liess er die Wahlclips in seiner Küche aufnehmen.

Diese zur Schau gestellte Bescheidenheit kommt bei vielen gut an. In den vergangenen Monaten kam es fast täglich zu Enthüllungen über Korruptionsfälle, in die Erdogans Partei AKP verwickelt ist. Das sieht Kılıçdaroglu als Chance, sich abzugrenzen.

Als Nato-Mitglied spielt die Türkei eine Schlüsselrolle für den Westen. Aussenpolitisch würde Kılıçdaroglu die Türkei neu positionieren. Er würde die Aufnahme Schwedens in die Nato nicht blockieren und dem Westen weniger Schwierigkeiten bereiten als Erdogan. Dieser lässt die Interessen der Nato-Bündnispartner links liegen und geht engere Beziehungen mit Russlands Präsident Putin ein.

Auch Kılıçdaroglu könnte wirtschaftliche Beziehungen mit Russland intensivieren. Aber er wird wohl vor allem auf den Westen setzen, weil er hofft, damit ausländische Investoren ins Land zu locken. Den Internationalen Währungsfonds und dessen wirtschaftspolitische Auflagen würde er akzeptieren.

Gegenüber dem Westen könnte sich die Türkei dann von einer konzilianten Seite zeigen. Kılıçdaroglu würde Europa nicht mit einer Öffnung der Grenzen für Flüchtlinge erpressen wollen, sondern taktisch verhandeln, mit offenem Visier. Möglicherweise wird die Türkei einen Teil der Flüchtlinge in ihre Heimatländer zurückschicken, etwa nach Syrien oder nach Afghanistan.

Rengin Beyaz ist Politologin und arbeitet für eine NGO in Istanbul. Aus Sicherheitsgründen schreibt sie unter einem Pseudonym. Ihr richtiger Name ist der Redaktion bekannt.

Recht ist, was Putin nützt

Moskau hat den *Wall-Street-Journal*-Korrespondent Evan Gershkovich als Geisel genommen. Russlands Präsident kennt keine Hemmungen mehr.

Josef Joffe

Als die Sowjetunion am Weihnachtstag 1991 zugrunde ging, weinten nur hartleibige Kommunisten. Wer hätte im Westen eine Träne vergossen, gar unter einem Michail Gorbatschow, der seinem Land mit Glasnost und Perestroika eine liberalere Zukunft verhieß?

Die bittere Ironie: Im Gefolge der schleichenden Machtergreifung Putins vor 23 Jahren wünscht man sich fast Leonid Breschnew und dessen versteinertes Politbüro zurück. Der war kein Abenteurer wie Nikita Chruschtschow, der in der Kubakrise fast den Atomkrieg angezettelt hatte. Breschnew, KP-Chef bis 1982, war nicht auf Einverleibung aus, sondern auf Konsolidierung und Absicherung. Er entsandte keine Killer in den Westen. Und verhielt sich zivil im Umgang mit Korrespondenten. Einen Evan Gershkovich vom *Wall Street Journal* hätte er kaum als Geisel genommen, wie Putin das Ende März getan hat.

Natürlich war auch im Breschnew-Reich «antisowjetische Agitation» ein Staatsverbrechen. Westliche Journalisten wurden überwacht. Ihre Bewegungsfreiheit war streng rationiert, ihre Berichte unterlagen der Zensur (amerikanische Reporter verstreuten Slang in ihren Meldungen, um die Spürhunde auszutricksen). Doch, notiert Masha Gessen im *New Yorker*: «Generell mussten ausländische Journalisten schlimmstenfalls die Ausweisung befürchten.»

Journalisten flohen in Scharen

Wladimir Putin zog mit einem neuen Gesetz von 2012 sukzessive die Schlinge zu, in der nun Gershkovich steckt. Akkreditierte Korrespondenten wurden zu «ausländischen Agenten», Reportage war gleich Spionage. Dieser pseudolegale Tatbestand erfasste praktisch alles und jeden; er diene als «Werkzeug des Terrors», fügt Gessen hinzu. Kurz nach dem steckengebliebenen Überfall auf die Ukraine im Februar 2022 verschärfte Putin abermals das Mediengesetz, das die Duma



Reportage ist Spionage: Putin mit Militärs.

einstimmig verabschiedete und die allerletzten Reste einer halbwegs freien Presse liquidierte. Der Parlamentschef verkündete: «Wer lügt und die Streitkräfte verunglimpft, wird mit strengsten Strafen belegt.»

Alles, was der Kreml als «Fake» klassifiziert, wird seit 2022 mit fünfzehn Jahren Kerker bedroht. Schon in der Erstfassung von 2012 geriet «Spionage» zum Gummibegriff, der jegliche Berichte für ausländische Organisationen, also auch Me-

Alles, was der Kreml als «Fake» klassifiziert, wird seit 2022 mit fünfzehn Jahren Kerker bedroht.

dien, kriminalisierte; selbst solche, die öffentlich zugängliche Quellen zitierten. «Was Verrat ist, bestimme ich», ist Putins Devise. So hat der prominente Oppositionelle Wladimir Kara-Murza gerade 25 Jahre wegen «Verrats» gekriegt.

Russische Journalisten flohen in Scharen; die meisten Korrespondenten kehrten in die Heimat zurück. Der Mann vom *Wall Street Journal* war einer der wenigen, die blieben. Jetzt steht der

«Spion» im Brennpunkt einer amerikanisch-russischen Krise, die Joe Biden in Rage versetzt hat. Auf ein faires Verfahren kann Gershkovich nicht hoffen. Derweil säuselt der russische Botschafter in Berlin mit unübertroffenem Zynismus: «Die Freiheit der Presse ist ein universelles und unteilbares Gut.»

Kommt es zum Prozess gegen den Amerikaner, wird der wohl *in camera* – geheim – ablaufen. Sein Beistand? Ein Anwalt, der vom Staat bestimmt wird und kaum für seinen Mandanten kämpfen wird. Wenn doch? Totalitäre kennen keine unabhängige Justiz. Recht ist, was dem Regime nützt. Es ist ein durchsichtiges Spiel, das einen rechtmässig verurteilten Russen in Amerika freipressen soll. Wie im Fall der Basketballspielerin Brittney Griner, die wegen eines Gramms Cannabisöl neun Jahre kriegte und zehn Mona-

te absitzen musste, bevor sie gegen einen verurteilten Waffenhändler ausgetauscht wurde.

Es regiert die Gleichschaltung

Geiselnahme ist offensichtlich ein lukratives Geschäft, hatte Putin doch vor Jahresfrist einen russischen Drogenbaron heimgeholt, der in einem ordentlichen amerikanischen Prozess zwanzig Jahre bekommen hatte. Doch wirft Menschenraub einen noch höheren Gewinn im Inneren ab. Das Exempel Gershkovich perfektioniert die Einschüchterung des eigenen Volkes, das nach dem Angriffskrieg gegen die Ukraine immer lauter murrte. Es gibt aber keine unabhängigen Umfragen mehr. Das Volk soll sich merken: Wenn Putin sich am grossmächtigen Amerika vergreift, was blüht dann uns kleinen Untertanen?

Es regiert die Gleichschaltung. Ein Beispiel: Die *Moscow Times*, ein hart recherchierendes russisches Blatt, das einst in der Hauptstadt residierte, hat sich nach Armenien verzogen.

Biden wird liefern müssen; diese Wette gilt zehn zu eins. Putin weiss, dass Amerika zum letzten Mal vor zwei Jahrhunderten die Waffen gegen Geiselnahmer erhoben hat. Das waren

zwei Kriege gegen nordafrikanischen Piraten, die im Mittelmeer amerikanische wie europäische Schiffe kaperten, um Lösegelder zu kassieren.

Grundsätzlich betreiben demokratische Staaten keinen Menschenhandel; die humanitäre Pflicht geht vor Staatsräson. Spätestens seit der italienischen Renaissance, als sich Nationalstaaten formierten, werden auch Diplomaten und Emissäre weder eingekerkert noch gemeuchelt. Edelmut war in Machiavellis Zeiten gewiss nicht im Spiel, sondern kalte Interessenpolitik. Wie kann Fürst X mit König Y verhandeln, wenn er dessen Gesandte umbringt? (Damals gab es noch keine Auslandskorrespondenten.) Kriege hin oder her, verdichtete sich das Völkerrecht, das aus praktischen Gründen derlei Gemeinheiten

Gershkovich ist ein Bauer auf dem Brett und kommt gewiss frei. Was die Sache nicht besser macht.

verbot. Als Abschreckung fungierte die «Reziprozität» – wie du mir, so ich dir.

Um die muss Putin sich nicht kümmern. Kein westlicher Staat wird sich russische Journalisten greifen, um eigene Leute heimzuholen. Da würden schon die hiesigen Medien aufschreiben – im Namen der Presse- und Informationsfreiheit. In Artikel 19 des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte heisst es klipp und klar: «Das Recht auf unbehinderte Meinungsfreiheit schliesst die Freiheit ein, sich Informationen zu beschaffen, zu empfangen und weiterzugeben.»

Dieses Abkommen, auch 2008 von Russland ratifiziert, ist für Putin Makulatur. Zug um Zug hat er sein totalitäres Einmannregime einbetoniert. Zensoren sind unnötig. Für die paar ausharrenden Korrespondenten ist Russland ein totes Feld – wie zu Zeiten des Grossen Terrors, als nur solche Westler blieben, die ihren Lesern Stalin schönredeten. Der übelste Fall war Walter Duranty von der *New York Times*, der das Aus Hungern der Ukraine als Gerücht verklärte und Stalins Terror als ausländische Machenschaft.

Der bösen Nachricht zweiter Teil geht weit über Russland hinaus. Journalisten leben grundsätzlich gefährlich – rings um die Welt. Verblasst ist das universelle Prinzip, welches das amerikanische Oberste Gericht in einem Grundsatzurteil von 1971 festzurte: das «Recht auf unbehinderte Informationsbeschaffung». Ohne «Schutz für Journalisten gibt es keine freie Presse».

Goldene Worte. In der realen Welt entpuppen sie sich als blecherne Hülsen. «Reporters Without Borders» meldet in ihrem Bericht 2022: Der freie Journalismus sei «total blockiert oder ernsthaft behindert in 73 Ländern». In weiteren 59 sei er «eingeschränkt». Das ergibt 73 Prozent der 180 untersuchten Staaten. Fazit: «Diese Daten spiegeln eine dramatische Verschlimmerung im Bereich des Informationszugangs.»

An der Spitze der Guten stehen die Skandinavier, übel wird es in Afrika, Asien und Lateinamerika. Russland belegte schon vor dem jüngsten Mediengesetz Platz 150. Heute befände es sich dort, wo China bereits steht: auf Rang 177. Die beiden allerletzten Plätze nehmen Nordkorea (179) und Eritrea (180) ein. Die Unesco berichtet von 86 umgebrachten Journalisten weltweit. Die Zahlen steigen, waren es doch 2021 dezidiert weniger. Auffallend: Rund die Hälfte der Opfer wurde in ihrer Freizeit ermordet. Fazit der Unesco: «Es gibt keine *safe spaces*, nicht einmal ausserhalb des Jobs.» Am schlimmsten ging es in Mexiko mit neunzehn Toten zu. Die Botschaft der dortigen Drogenbarone: Hört auf zu schnüffeln, wenn ihr nicht abgeknallt werden wollt.

Dagegen geht es bei Putin geradezu «human» zu, was eine zynische Deutung erlaubt. Vor der Gesetzesverschärfung 2012 bewegte sich die Zahl der ermordeten Journalisten jährlich im niedrigen zweistelligen Bereich. Stetig sank dann die Kurve. 2022, im Jahr der zweiten Gesetzeszuspitzung, gab es nur einen klaren Mordfall. Mithin darf man unterstellen, dass Putins Terrormethoden funktionieren. Warum umbringen, wenn Bedrohung und Angst ausreichen? Wenn sich so viele ins Ausland abgesetzt haben, westliche Agenturen zumachen und die letzten Reste einer halbwegs freien Presse begraben worden sind?

Der Mann vom *Wall Street Journal* ist ein Bauer auf dem Brett und kommt gewiss frei. Was die Sache aber nicht besser macht. Putins Russland ist zum wuchernden Repressionsstaat geworden, der – siehe Faschismus und Stalinismus im 20. Jahrhundert – im Äusseren auf Raubzüge geht und im Inneren das eigene Volk quält. Welche Redaktion wollte dann ihre Leute noch nach Moskau schicken? Und wenn doch, leben sie unter dem Damoklesschwert, das Evan Gershkovich getroffen hat.

Binnenkrieg gewonnen

Am Korrespondenten aus dem Land der amerikanischen Supermacht wird ein Exempel statuiert, das Vorsicht anmahnt; Journalisten sind auch nur Menschen. Wer wird auch nur ein paar Monate im Moskauer Lefortowo-Untersuchungsgefängnis riskieren, das seit 1881 den russischen Unterdrückungsstaat symbolisiert? Von den weissen über die roten Zaren bis zu Putin, dem Präsidenten auf Lebenszeit.

Putin könnte den Ukraine-Krieg verlieren; den Binnenkrieg hat er gewonnen. Den Möchtegernimperialisten Chruschtschow hat das Politbüro nach der Kubakrise abserviert. Dieses mächtige Post-Stalin-Kollegium ist Geschichte. Putin bleibt, solange er lebt.

Josef Joffe ist ein deutscher Publizist und Dozent. Er war Herausgeber der *Zeit* und lehrte internationale Politik an den Universitäten Harvard und Stanford.

Angriff auf den Muttertag

Ein Ausflug, ein Essen oder einfach ein Blumenstraus: Am Sonntag werden viele Kinder ihren Müttern für alles danken, was sie ihnen in ihrem Leben Gutes getan haben. Der Muttertag, eine Tradition, die ursprünglich aus den USA stammt, wird in der Schweiz wie auch in Deutschland von vielen Menschen gepflegt.

Doch dieser unverfängliche Brauch gerät unter Beschuss. Die katholische Kindertagesstätte St. Hubertus im hessischen Marburg verschickte kürzlich Briefe an die Eltern, in denen darauf hingewiesen wird, dass die Kinder zum Mutter- und Vatertag keine Geschenke mehr basteln werden. «In der heutigen Zeit, in der die Diversität einen immer höheren Stellenwert erhält, möchten wir diese vorleben und keinen Menschen ausschliessen», heisst es im Schreiben. Deshalb wolle man dieses Jahr auf stereotype Geschenke wie «Blumen für die Mutter oder Werkzeug für den Vater» verzichten. Dies sei vielleicht für viele Mütter und Väter eine tolle Geste, schliesse aber einen Teil der Gesellschaft aus.

Die Woke-Aktivistinnen treiben jedoch nicht nur in Deutschland ihr Unwesen. Auch in der Schweiz spielen sie eine immer wichtigere Rolle. In einem Schreiben der Schulsozialarbeit Stäfa werden die «lieben Mädchen*» und «lieben Jungen*» der Sekundarschule eigens zu einem «Gender-Tag» eingeladen. Der Besuch sei obligatorisch, wird betont.

Marcel Odermatt



Klimapopulist Knutti

ETH-Forscher Reto Knutti missbraucht sein Amt an einer staatlich finanzierten Hochschule, um die Abstimmung über das Klimaschutzgesetz zu beeinflussen.

Hans Rentsch

Vor wenigen Wochen berichteten die Medien über eine Aktion des ETH-Klimaforschers Reto Knutti. Er hatte über 200 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von Schweizer Universitäten und Forschungsanstalten für die Unterstützung des Klimaschutzgesetzes mobilisiert. Seine Begründung für die professorale Einmischung in die Volksabstimmung vom 18. Juni lautet so: «Gerade bei komplexen Themen wie dem Klimawandel sollten sich auch Wissenschaftler:innen mit ihrer Expertise einbringen und zur Meinungsbildung beitragen.»

Diese Aktion, die beansprucht, «die Wissenschaft» zu vertreten, wurde in den Medien, kaum überraschend, fast nur wohlwollend kommentiert. Dabei kam das Grundsätzliche nicht zur Sprache: Diese Einmischung in einen Abstimmungskampf missachtet selbstverständliche Governance-Prinzipien von staatlichen Hochschulen. Natürlich können alle, die die Aktion unterzeichnet haben, ihre persönliche politische Meinung haben und diese in Wahlen und Abstimmungen ausdrücken.

Es ist aber etwas völlig anderes, mit Hilfe der geliehenen Reputation seiner staatlich finanzierten Hochschule die Abstimmung über eine konkrete Gesetzesvorlage beeinflussen zu wollen, zudem noch eine ideologisch derart aufgeladene. Wenn man auf die Neinstimmen gegen das Energiegesetz mit dem «Atomausstieg» und gegen die CO₂-Vorlage abstellt, ist auch beim Klimaschutzgesetz mit rund 40 Prozent ablehnenden Stimmen zu rechnen. Die politische Aktion «der Wissenschaft» richtet sich somit gegen eine grosse Minderheit, die – genau wie alle – Steuern für die staatliche Forschung zahlt.

Die Fakten, die er meint

Die Governance-Forderung gilt unabhängig von der Frage, ob «die Wissenschaft», welche diese politische Einmischung zu vertreten vorgibt, überhaupt die eine und einzige Wahrheit über den Klimawandel besitzt. Was man sicher sagen kann: Die Wahrheit über die richtige Klimapolitik kennt diese «Wissenschaft» bestimmt nicht. Reto Knutti schreibt, die Aussage, dass die

Schweiz ihre CO₂-Emissionen rasch reduzieren müsse, sei eine logische Schlussfolgerung aus der Physik. Ist eine derart verkürzte Argumentation der *déformation professionnelle* eines Klimamodell-Experten zuzuschreiben?

Im «Info 3» von SRF sagte Reto Knutti, die Leute sollten auf der Grundlage von Fakten entscheiden können. Natürlich meint er die Fakten, wie er sie interpretiert. Seine Sicht der Energie- und Klimapolitik ist nicht zuletzt durch seine persönliche Ablehnung der Kernenergie verzerrt. Deshalb unterstützt er Gesetze, die das Neubauverbot für KKW zementieren wollen. Nicht zufällig fehlt auf der Unterstützerliste die Unterschrift seiner ETH-Kollegin Annalisa Manera, Nuklearforscherin am Paul-Scherrer-Institut – ein Leuchtturm im Meer des Opportunismus.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass die Klimaforschung politisiert ist, dann liefert sie die Aktion von Reto Knutti. Seine selbsternannte Wahrheitswissenschaft solidarisiert sich mit einer bestimmten politischen Agenda. Wie die obengenannten Volksabstimmungen zeigten, gibt es in der Klima- und Energiepolitik eine tiefe Spaltung, da sie durch das



«Die Wissenschaft»: Physiker Knutti.

Thema Kernenergie moralisch-ideologisch aufgeladen ist. Die Aktion «der Wissenschaft» fördert diese Spaltung, indem sie sich einseitig positioniert.

Der britische Klimatologe Mike Hulme spricht von einem neuen Klimareduktionismus, der von einer Hegemonie prognostizierender Naturwissenschaften angetrieben sei, einer Hege-

Seine Sicht ist nicht zuletzt durch seine persönliche Ablehnung der Kernenergie verzerrt.

monie, die modellbasierten Beschreibungen vermeintlicher zukünftiger Klimata eine unverhältnismässige Macht im politischen und gesellschaftlichen Diskurs verleihe. Dieser Klimareduktionismus verdrängt die historische Erfahrung, dass *energy transitions*, also jetzt die Dekarbonisierung, Jahrhundertprojekte sind.

Beschränkte Opferbereitschaft

Dessen ungeachtet, engt die Politik unter dem Einfluss alarmistischer Töne aus der Klimaforschung den Zeitrahmen für Emissionsreduktionen immer enger ein. Doch es ist eine Sache, «netto null bis 2050» in ein Gesetz zu schreiben, jedoch eine ganz andere, später die realen Konsequenzen zu tragen. Demokratien sind für radikale Wenden nicht geeignet. Es gilt «the iron law of climate change» (Roger Pielke Jr.), das besagt, dass die Opferbereitschaft der Menschen in Wohlstandsgesellschaften begrenzt ist.

Die absehbare Entwicklung wird sein, dass Strategien der Anpassung an den Klimawandel gegenüber der radikalen Emissionsreduktion zunehmend an Gewicht gewinnen. Mit Anpassung waren die Menschen schon bisher erfolgreich. Der beste Beweis dafür sind die weltweit drastisch gesunkenen Opferzahlen bei extremen Naturereignissen. Davon hört man allerdings von «der Wissenschaft» von Reto Knutti nichts.

Hans Rentsch ist Ökonom und Wirtschaftspublizist.

Katastrophe mit Ansage

In welche Leitkultur sollen sich Ausländerkinder integrieren, wenn's keine Deutschen mehr gibt?



Es ist eine Meldung, die vor einigen Wochen für Furore in den sozialen Medien sorgte: Vierzig Erstklässler einer Grundschule in Ludwigshafen in Rheinland-Pfalz bleiben sitzen. Das entspricht einem Drittel aller Kinder, die an dieser Schule die erste Klasse besuchen. Ein trauriger Rekord, aber vor allem eine Katastrophe mit Ansage.

Das demografische Ergebnis dieser seit Jahrzehnten fehlgeleiteten Anreiz- und Asylpolitik lässt sich besonders in Stadtteilen wie Ludwigshafen Hemshof beobachten. Hemshof gilt als sozial schwach. Viele Familien sind neu zugewandert, aber auch die Kinder, die hier geboren wurden, sprechen wenig bis gar kein Deutsch. Von 132 Erstklässlern seien gemäss Schulleiterin Barbara Mächtle gerade einmal zehn nicht auf zusätzliche Sprachförderung angewiesen. 98 Prozent der Schüler besitzen einen Migrationshintergrund.

Das Problem besteht auch darin, dass man sich in Deutschland immer noch damit tröstet, dass es sich um die «typischen Migrantenviertel» handeln würde, die eh schon immer ein bisschen «verloren» waren. «Ja, das ist halt Ludwigshafen/Berlin/Duisburg», heisst es dann. Aber der ehemalige Berliner Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky wusste schon 2012, dass Neukölln überall ist. Sein Buch wurde ein Bestseller. Das war drei Jahre vor der grossen Flüchtlingskrise 2015 und den knapp vier Millionen Menschen, die seitdem zusätzlich in einem Land leben, in dem schon zuvor ein eklatanter Mangel an Lehrern existierte. In dem die Zuwanderung den Fachkräftemangel nicht abfedert, sondern dem System weiter Ressourcen entzieht.

Wo sollen die benötigten Kräfte an den Schulen herkommen? Die Sozialarbeiter, die zusätzlichen Lehrer für die Sprachklassen und diejenigen, die noch freiwillig an einer sogenannten Brennpunktschule unterrichten, bevor sie mit Mitte vierzig den totalen Burnout erleiden, weil Murat sich von seiner deutschen Lehrerin nichts sagen lässt und die Grossfamilie einem im Nacken sitzt? Wenn die Deutschen nur noch arbeiten, um das kinderreiche Lebensmodell von Zuwanderern zu finanzieren, die, wie die Syrer, nach acht Jahren immer noch zu

Nur 62 Prozent aller Viertklässler sprechen zu Hause noch Deutsch, 22 Prozent weniger als vor zehn Jahren.

zwei Dritteln von Sozialhilfe leben? «Mehr Geld in die Bildung» heisst es immer. Aber das sind Probleme, die sich nicht mit Geld lösen lassen.

In welche Leitkultur sollen sich die Kinder dieser Leute integrieren, wenn es diese Leitkultur aus Mangel an deutschen Kindern an ihrer Schule gar nicht mehr gibt? Wenn gerade die grünen und linken Befürworter offener Grenzen ihre Kinder an Schulen in Stadtteilen schicken, wo der Migrantanteil weniger hoch ausfällt? Wenn muslimische Jungs darüber bestimmen, welche Kleidung für die Mädchen angemessen ist und dass Klausurtermine nach dem Ramadan ausgerichtet werden?

Das Gelingen von Integration hängt von verschiedenen Faktoren ab. Sie funktioniert vor allem dort, wo Zuwanderer angezogen wer-

den, die von sich aus den Anspruch haben, sich in die hiesige Kultur zu integrieren. Indes ist die Bundesrepublik vor allem für jene attraktiv, die besonders wenig von den eigenen Gepflogenheiten abgeben wollen und die westliche Lebensart nicht selten sogar ablehnen.

Zweitens bestehen der Wille, sich aktiv in eine Gesellschaft einzubringen, und das Interesse an der Bildung der eigenen Kinder meist dann, wenn damit ein Aufstiegsversprechen einhergeht. Dieser Anreiz wurde mit dem Bürgergeld und allen zusätzlichen Leistungen für Familien, in denen keiner arbeitet, praktisch auf null gesetzt.

Und zu guter Letzt funktioniert Integration – sowohl sprachlich als auch kulturell – vor allem dort, wo noch ein gewisser Integrationsdruck besteht, weil man sonst in dieser Gesellschaft nicht zurechtkommt. Auch dieser Druck besteht in der Bundesrepublik in weiten Teilen durch die mit der Zuwanderung einhergehende demografische Umwälzung nicht mehr.

Im Ergebnis erreicht schon jetzt ein Fünftel der Schüler in Deutschland in Mathematik und beim Lesen nicht mehr die Mindeststandards. In Bremen und Berlin ist es sogar ein Drittel. Nur noch 62 Prozent aller Viertklässler in Deutschland sprechen zu Hause Deutsch. Ein Rückgang von 22 Prozent in den letzten zehn Jahren.

Man kann sich das weiter schönreden, indem man behauptet, es handle sich um ein Problem, das nur in Migrantenvierteln bestehe – oder wir gestehen uns endlich ein, dass eine grenzenlose Zuwanderung der Anfang vom Ende eines Landes ist, dessen einzige Ressource die Bildung ist.

Batterien sind unsere Zukunft

Die Kosten sinken, die Leistungen steigen: Die Batterie-Industrie steht vor einer Revolution, die unseren Alltag verändern wird. Die Gefahren werden übertrieben.

Francis Pike

Erinnern Sie sich noch an den Duracell-Hasen? Diese batteriebetriebene Figur kam 1973 auf den Markt und war in der weltweiten Duracell-Werbung stets präsent. Die Hasen trommelten noch, als andere Batterien längst aufgegeben hatten.

Die ersten Batterien, mit denen die meisten von uns vermutlich in Berührung kamen, waren die AA- oder AAA-Mikrozellen, die in vielen Haushaltskleingeräten sowie in Spielzeug verwendet werden. Wer hätte damals gedacht, dass Batterien unseren Planeten transformieren würden? Die Lithium-Ionen-Akkus, die seit den 1990ern in Laptops verwendet werden, waren im Grunde Vorläufer der Batterien, wie sie heute in E-Autos eingebaut werden.

Spektakulärer Fortschritt dank Tesla

2006 präsentierte Elon Musk den Prototyp des ersten batteriebetriebenen Autos, den Tesla Roadster. In den nächsten sechs Jahren produzierte Tesla 2450 Fahrzeuge auf der Basis des Fahrgestells eines Lotus Elise. Es war der Beginn der Elektroauto-Revolution, die im Begriff ist, die globale Automobilindustrie völlig umzukrempeln. Nachdem Europa im vergangenen Jahr die 10-Prozent-Marke des Marktanteils bei den Neuzulassungen von E-Autos geknackt hat, deutet alles darauf hin, dass E-Autos in die S-Kurve eines exponentiellen Wachstums eintreten werden.

Dementsprechend hat es bei den in Elektroautos verwendeten Batterien zwei entscheidende Weiterentwicklungen gegeben. Die 2170er-Batterie (21 mm x 70 mm) des Tesla Model 3 wurde durch eine eigene ersetzt, die als 4680er-Batterie deutlich grösser ist (46 mm x 80 mm). Diese wird mit Schaumstoff verkleidet und ist fester Bestandteil der Fahrzeuge.

Bei den neuen Fahrzeugen von Tesla ist die neuartige «Skateboard»-Konfiguration das zentrale Element der Karosserie. Andere Autobauer beeilen sich, diese revolutionäre Entwicklung zu kopieren. Wegen des geringeren Gewichts und der vereinfachten Produktion bezeichneten Ingenieure von Toyota die Karosserie von Tesla als «ausgesprochen schön».

Seit dem Start des Tesla Roadster wird in der Batterietechnologie ein spektakulärer Fortschritt verzeichnet. Seit 2008 ist die Energiedichte von Batterien von 50 auf 500 Wattstunden pro Liter (Wh/l) gestiegen. In Laborbatterien wurden 711 Wh/l erreicht, und weitere Fortschritte sind zu erwarten. Derweil sind die Kosten pro Kilowattstunde von tausend auf hundert Dollar gesunken – ein Preis, der bis 2030 mindestens noch einmal halbiert werden dürfte.

Es ist tatsächlich nur der rasche Fortschritt punkto Preis und Leistung von Batterien, der es ermöglicht, dass Elektroautos, anfänglich Liebhaberobjekte, inzwischen Mainstream geworden sind. Die Reichweite des Tesla Model S hat sich in den vergangenen zehn Jahren von 424 km auf 648 km erhöht. Allerdings kann der kürzlich vorgestellte Lucid Air, ein amerikanisches Elektroauto, das im April den «World Luxury Car of the Year Award» gewann, mit einer Reichweite von über 800 km punkten.

Angestossen wurde die globale Elektroauto-Revolution von China, das eine Lösung für die chronisch schlechte Luft in den Städten finden musste. Die chinesische Regierung setzte auf Elektroautos und subventionierte die Produktion. CATL (Contemporary Amperex Technology Ltd.), ein Unternehmen, das 2011 in Ningde (Provinz Fujian) gegründet wurde, hat den Fort-

Der Bedarf an Batterien wird sich bis 2030 um mehr als das Fünffache erhöhen.

schritt in der Batterietechnologie massgeblich vorangetrieben. In nur zwölf Jahren hat CATL einen Marktanteil von 40,9 Prozent erobert.

Das Unternehmen soll eine neue, «leichte» Lithium-Schwefel-Batterie entwickelt haben, die im Herbst in Produktion gehen dürfte. Welche Bedeutung CATL für die weltweite Umstellung auf elektrische Energie hat, zeigt sich darin, dass das Unternehmen eine doppelt so grosse Marktkapitalisierung aufweist wie Volkswagen.



Sie werden laufen, laufen, laufen.

An zweiter Stelle, deutlich hinter CATL, steht BYD (Build Your Dream) mit einem Marktanteil von 15,6 Prozent. BYD, ansässig in Shenzhen (Provinz Guangdong), hat – wie Tesla – eine vertikal integrierte Produktion aufgebaut und ist weltweit der zweitgrösste Produzent von E-Autos und Batterien. Auf chinesische Batterieproduzenten entfallen 80 Prozent des Marktes. 2022 waren 488 Gigawattstunden auf den Strassen unterwegs, eine Steigerung von 70 Prozent.

Zu 95 Prozent wiederverwertbar

Nach Schätzungen des Londoner Fintech-Unternehmens iClima Earth wird sich der Bedarf an Batterien bis 2030 um mehr als das Fünffache erhöhen. Um das Netto-null-Ziel des Weltklimarats (IPCC) im Jahr 2050 zu erreichen, könnte der Batteriebedarf, gemessen am heutigen Niveau, um das 25fache steigen.

Orientiert an den Vorbildern BYD und Tesla, gehen Autobauer inzwischen dazu über, ihre Batterien selbst zu produzieren. In den USA sollen zwanzig neue Batteriefabriken in Planung sein. Der weitere Ausbau der Batterieproduktion wird zu sinkenden Preisen und steigender Nachfrage führen.

Der künftige Batteriebedarf beschränkt sich nicht auf Autos. Grosse Energiespeicher werden benötigt, damit Stromnetze, die zunehmend Sonnen- und Windenergie verbrauchen, bei Versorgungslücken nicht ausfallen. Auch der



Energiespeicherbedarf von Privathaushalten nimmt enorm zu. Der entstehende Speichermarkt wird abermals von Tesla angeführt. Einige Beobachter vermuten, dass die Nachfrage nach stationären Batterien für Stromversorger, Unternehmen und Privathaushalte den Bedarf von E-Autos übersteigen könnte.

Auch andere Branchen werden von leistungskräftigeren Batterien profitieren. Drohnen und VTOLs (vertikal startende und landende Flugzeuge) werden ihre Antriebsenergie aus Batterien beziehen. Das israelische Start-up Eviation hat ein Flugzeug (für neun Passagiere bzw. 1179 kg Nutzlast) mit einer Reichweite von 400 km entwickelt und erfolgreich getestet. Vier Fluggesellschaften einschliesslich DHL haben bereits Bestellungen aufgegeben. Batterien werden auch humanoide Roboter mit Energie versorgen, die Tesla für den Einsatz am Fliessband vorbereitet. Elon Musk hat prophezeit,

dass die Zahl der humanoiden Roboter die Zahl der acht Milliarden Menschen auf der Welt übersteigen werde.

Natürlich melden sich auch Kritiker zu Wort. Für eine batteriegestützte Wirtschaft gibt es angeblich nicht genug Lithium. Doch als 2021/22 der Lithiumpreis spekulationsbedingt in die Höhe schoss, stellte sich wundersamerweise heraus, dass es überall Lithiumvorkommen gab, die nur darauf warteten, abgebaut zu werden. Seit November 2022 ist der Spotpreis von Lithium um 70 Prozent gefallen. Der Mangel an Lithiumhydroxid könnte zu Lieferengpässen führen, aber der Privatsektor wird auch diesmal Lösungen finden. Teslas Lithiumhydroxid-Raffinerie in Texas beispielsweise ist fast fertig.

Das rasche Wachstum auf dem Batteriemarkt hat, kaum überraschend, Umweltschützer auf den Plan gerufen. In einem kürzlich erschienenen Artikel in diesem Blatt haben Axel Robert Göhring und Michael Limburg vor der gefährlichen Giftigkeit von Lithium gewarnt (*Weltwoche* Nr. 16/23). Aus einigen Berichten

Die Zahl der humanoiden Roboter wird die Zahl der acht Milliarden Erdenbewohner übersteigen.

geht hervor, dass es in unterentwickelten Ländern eine weitverbreitete illegale Entsorgung von Batterien gibt. Das wird sich ändern. Gebrauchte Batterien haben ihren Wert. Rund 95 Prozent der in ihnen enthaltenen Stoffe, einschliesslich Lithium, können recycelt werden.

Weniger Umweltkosten

J. B. Straubel, der ehemalige Chief Technical Officer von Tesla, ist Gründer und Chef von Redwood Materials, einem Unternehmen, das Verfahren zur Wiederverwertung von 95 Prozent der Bestandteile von leeren Lithiumbatterien entwickelt hat. Straubel glaubt, dass sein Unternehmen recycelte Metalle zum halben Preis produzieren und damit zu einer Kreislaufwirtschaft beitragen kann. Dies wird weniger Umweltkosten verursachen als fossile Energieträger wie Öl, Gas und Kohle, die nur einmal verwendet werden können. Wie die NGO Transport & Environment berichtet, braucht eine regenerative Wirtschaft um ein Vielfachtes weniger Bodenschätze als eine Wirtschaft, die auf fossilen Energieträgern basiert.

Inzwischen ist klar, dass die ölbasierte Wirtschaft angesichts der Klimakrise zu neuen Energieträgern übergeht – Wind, Sonne und Batterien. Die Kosten sprechen eindeutig dafür. Die Batteriewirtschaft wird laufen und laufen – genau wie der Duracell-Hase.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Gewerkschaften entdecken Europa

In der Europapolitik herrscht der Drang, die Schweiz irgendwie in ein neues vertragliches Verhältnis mit der EU zu bringen. Auch grosse Wirtschaftsorganisationen machen Druck. Economiesuisse, der Dachverband der Wirtschaft, lobte kürzlich die Aufbruchstimmung in der Politik, den Auftrag des Bundesrats an das Auswärtige Departement, die Eckwerte eines Verhandlungsmandats auszuarbeiten. Positiv erwähnt wurde auch, dass der Bundesrat Vorschläge zur Sicherung des heutigen Lohnschutzes in Auftrag gegeben habe. Der Verband unterstütze dieses Vorgehen.

Und damit auch die Gewerkschaftsseite, für die der Lohnschutz beziehungsweise die flankierenden Massnahmen den zentralen Teil der Beziehungen mit der EU darstellen. Für die Gewerkschaften geht es mit der Neulancierung der Sondierungen nun gar um die Möglichkeit, den Rahmen der Schweizer Arbeitsmärkte zu ändern.

2022 hat Brüssel eine Mindestlohnrichtlinie verabschiedet, die «einen europaweiten Rahmen für angemessene Mindestlöhne schafft». Die Schweizer Sozialdemokraten feierten das als «Zeitenwende». Nationalrätin Samira Marti: «Zusammen mit den deutlich verbesserten Entsende- und Durchsetzungsrichtlinien und geplanten Richtlinien zur Regularisierung der Plattformarbeit und der Equal-Pay-Richtlinie zieht die EU zumindest politisch einen Schlusstrich unter die Epoche des Wettbewerbs auf Kosten der Arbeitnehmer- und Gewerkschaftsrechte.»

Schweizer Gewerkschaften dient die EU-Regulierung nun als Muster für ihre Forderungen: Hürden für Gesamtarbeitsverträge reduzieren, mehr Mindestlöhne einrichten, Abschaffen oder Aufweichen der heute erforderlichen Quoren bei Allgemeinverbindlichkeitserklärungen. Und schliesslich mehr Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten gegenüber den Firmen.

Beat Gygi



«Zeitenwende»: Nationalrätin Marti.

Der Muslim, der uns Manieren lehrte

Musik, Gastronomie, Frauenfrisuren: Universalgenie Ziryab hat am Hofe des Emirs von Córdoba den Westen mit fantastischen Neuerungen in eine frühe Moderne geführt.

Pierre Heumann

Ziryab, ein Multitalent aus dem 9. Jahrhundert, setzte auf vielen Gebieten neue Standards. Er führte zum Beispiel das Drei-Gänge-Menü ein – Suppe als Vorspeise, Fleisch oder Fisch als Hauptgang und ein süßes Dessert. Grüne Spargeln, die in Andalusien wild wuchsen, bereitete er zu wohlschmeckenden Gerichten zu, und er zeigte den Köchen am Hof, wie sich ein Menü mit

Auch die Entwicklung der Zahnpaste geht auf den Tausendsassa zurück.

Gewürzen verfeinern liess. Tafeldecken und Servietten waren für ihn Teil der Tischsitten, wozu auch unterschiedliche Gläser für unterschiedliche Getränke gehörten. Zuvor waren Tischmanieren kaum bekannt gewesen. Auf Holztischen stapelten sich Platten mit verschiedenen Speisen, einige mit grobem Stoff bedeckt, andere gar nicht. Jetzt brachte er lokalen Webern und Handwerkern bei, wie sie feine Tücher herstellen konnten. Das neue Tisch-Setting war in Andalusien damals Tagesgespräch.

Frühform der Gitarre

Ziryab war Modedesigner, Sänger und Impresario in einer Person. Er setzte, je nach Jahreszeit, auf unterschiedliche Stoffe und Designs. Neue Trends setzte er auch in der persönlichen Hygiene und beim Haarstyling: kurze Haare für Frauen und Bartrasur für Männer, Deodorants und Parfums gegen schlechte Gerüche. Er war auch Unternehmer: Er eröffnete einen Schönheitssalon und eine Kosmetikschule unweit des Alcazar, des Palastes des Emirs. Er kreierte Frisuren, die für die damalige Zeit gewagt waren. Die Frauen in Spanien trugen ihr Haar traditionell in der Mitte gescheitelt und über die Ohren, mit einem langen Zopf, der auf

dem Rücken geflochten war. Ziryab führte einen kürzeren, geformten Haarschnitt ein, mit Ponyfransen auf der Stirn und unbedeckten Ohren. Er brachte ihnen die Tönung der Augenbrauen und die Verwendung von Mitteln zur Entfernung von Körperhaaren bei. Auch die Entwicklung und Einführung der Zahnpaste geht auf den Tausendsassa zurück. Alles, was er anpackte, wurde zu einem Erfolg, so der Islamwissenschaftler Hamed Abdel-Samad: Der schwarze Ex-Sklave «wurde zu einem der reichsten Männer Andalusiens».

Ziryab ist ein Kosenamen und bedeutet so viel wie «Amsel». Er wurde so genannt, weil er eine dunkle Haut und eine wunderbare Stimme hatte, wie Zeitgenossen festhielten. In Wirklichkeit hiess er Abu al-Hasan Ali Ibn Nafi und war ein befreiter Sklave aus Bagdad, vermutlich kurdischer oder persischer Abstammung.

Den Durchbruch schaffte er – nach ersten Erfolgen am Hof von Bagdad – in Córdoba, das damals ein Zentrum für Akademiker und Künstler war. Dort fand der soeben zum Emir gekrönte Abd ar-Rahman II. Gefallen am Immigranten aus dem Nahen Osten. Er ernannte ihn zum Hofunterhalter und Kulturbeauftragten. Damit war ein stolzes Salär verbunden, teure Geschenke und viele Privilegien. Ziryab enttäuschte den Herrscher nicht. Er gründete zum Beispiel eines der ersten Konservatorien des Westens, an dem die Harmonielehre unterrichtet wurde und das bis

heute die moderne arabische Musik beeinflusst. Was heute im Islam kaum geduldet würde: Männer und Frauen durften gemeinsam studieren. Und noch eine Entwicklung geht auf Ziryab zurück: Er fügte seiner Laute eine fünfte Saite hinzu, ein wichtiger Schritt in Richtung Gitarre.

Dann kam die Scharia

Ziryab, der von 789 bis 856 lebte, konnte sich in einer islamischen Gesellschaft entfalten, die frei war von religiösen Zwängen und Glaubensdogmen. Gegen Ende des ersten Jahrtausends strömten deshalb Studenten aus ganz Europa nach Córdoba, um vom liberalen Klima Andalusiens zu profitieren und die Stadtbibliothek Córdoba mit ihren 600 000 Bänden zu nutzen. Wenn sie in ihre Heimatländer zurückkehrten, nahmen sie auch Ziryabs Innovationen in der Musik, in der Küche, in der Mode und seine Vorstellungen von zivilisierten Umgangsformen mit.

Der Islam war in Córdoba damals zwar die dominierende Religion. Aber in der Wissenschaft und in der Forschung war die individuelle Freiheit nicht eingeschränkt. An Festen floss Alkohol, junge Frauen und Männer durften sich gemeinsam vergnügen, miteinander musizieren und sich Hand in Hand in der Öffentlichkeit zeigen.

Als aber in der Mitte des 12. Jahrhunderts eine Berber-Dynastie Teile von Andalusien eroberte,

räumte sie mit dem aus ihrer Sicht frivolen Leben der Bürger Córdoba auf. Die Berber anerkannten nur den Koran und die Tradition des Propheten als legitime Grundlage für die Staatsführung und das gesellschaftliche Leben. Mit der Offenheit gegenüber anderen Kulturen war es vorbei. Die Scharia bestimmte wieder das Leben. Fanatiker gaben den Ton an. Die Blütezeit, in der einer wie Ziryab Taktgeber sein konnte, war zu Ende und galt fortan als «unislamisch». Unterwerfung und Stillstand waren angesagt.



Männer und Frauen durften gemeinsam studieren.

Abstieg im Land der Tüftler und Denker

Nicht die ethnische Herkunft, sondern die Bildungsleistung ist entscheidend.



Vor einigen Tagen stieg ich morgens um elf Uhr am Bahnhof Zoo aus der U-Bahn-Station ans Tageslicht, um über den Breitscheidplatz zum Kurfürstendamm zu gehen. Mein Blick traf durch eine Fensterfront auf mir unbekannte Automodelle. Das dort angesiedelte Schuhgeschäft war verschwunden, der Berliner Flagship-Store von Görtz war der Einzelhandelskrise zum Opfer gefallen. Ich trat näher, das Kind im Manne wurde wach. Ein freundlicher junger Mann erspähte mich durch die Panoramascheibe, eilte hinaus, und unversehens sass ich im ET7, dem Spitzenmodell des chinesischen Autoproduzenten Nio, auch die anderen beiden ausgestellten Modelle, SUV und Mittelklasse, probierte ich aus. Verarbeitung vom Feinsten, und durch das Batteriewechselkonzept des Herstellers schien auch das Ladeproblem lösbar. Die Leasing-Konditionen mit Servicepaket waren sehr ansprechend.

Ich hatte mir ja fest vorgenommen, unseren zehn Jahre alten dieselgetriebenen BMW-SUV noch für zehn Jahre weiterzufahren. Bei sechs Liter Verbrauch ist der Betrieb auch dann noch günstig, wenn künftig steigende CO₂-Abgaben den Liter-Preis auf drei Euro treiben. Und 900 km Reichweite – ohne Tankpause von Berlin nach Zürich – sind auch nicht zu verachten.

Als ich den Nio-Showroom verliess, war mir gleichwohl klargeworden, wie schwer es die deutsche Autoindustrie künftig haben wird: Ohne Verbrennungsmotor hat sie keinen technischen Vorsprung mehr. Der Schwerpunkt der Wertschöpfung verlagert sich in Richtung Batterie und Elektronik, also dahin, wo China und

die USA besonders stark sind: Wird es den deutschen Autoherstellern so ergehen wie den britischen vor sechzig Jahren?

Und es ist ja nicht das einzige Problemfeld: In der Kernenergie hat sich Deutschland, einst weltweit führend, selbst aus dem Spiel genommen. In der Grundstoffindustrie und bei allen energieintensiven Produktionen fehlt es zunehmend an sicher verfügbarer preisgünstiger Energie, der Standort wackelt. Kann die deutsche mittelständische Industrie das alles auf die Dauer ausgleichen?

Die Optimisten setzen ungebrochenes Vertrauen in deutschen Einfallsreichtum und Tüftlergeist, und auch ich möchte das gerne glauben. Schön und anheimelnd ist die Idee, dass der wichtigste natürlich nachwachsende Rohstoff für die deutsche Wirtschaft die geistigen Gaben der Kinder und Jugendlichen sind, die in unse-

*Optimisten setzen Vertrauen
in deutschen Einfallsreichtum.
Ich möchte das gerne glauben.*

ren Kindergärten und Schulen heranwachsen und sodann an den deutschen Universitäten auf internationales Höchstniveau getrimmt werden. Da macht es auch nichts, dass mittlerweile 40 Prozent der Kinder und Jugendlichen einen Migrationshintergrund haben, während der Anteil der «Bio-Deutschen» fortlaufend sinkt. Entscheidend ist doch nicht die ethnische Herkunft, sondern die Bildungsleistung!

Richtig, die Bildungsleistung ist entscheidend, und an genau diesem Punkt sollten die Alarm-

sirenen schrillen. Aus Pisa 2018 ergibt sich, dass in den Ländern Ostasiens der Anteil der Schüler mit Spitzenleistungen in Mathematik und Naturwissenschaften rund dreimal so hoch liegt wie in Deutschland.

Kürzlich machte die Meldung die Runde, dass an einer Grundschule in Ludwigshafen ein Drittel der Kinder das erste Schuljahr wiederholen muss, weil es an elementaren Voraussetzungen fehlt. Dabei sind unter den Ursachen sozialer Hintergrund, ethnische Herkunft und Migrationsgeschichte untrennbar vermischt. Als skandalträchtiger Einzelfall ist dies aber quasi nur die Spitze des Eisbergs.

Für 2021 ergab die im Auftrag der Kultusminister durchgeführte IQB-Länderstudie über die Leistungen der Schüler im vierten Schuljahr, dass bundesweit in Mathematik nur noch jedes zweite Kind die Anforderungen bewältigt, die dem Regelstandard entsprechen, und jedes fünfte Kind selbst die Mindeststandards verfehlt. Das sind doppelt so viele wie zehn Jahre zuvor. Besonders dramatisch sinken die Spitzenleistungen, auf die Deutschland als rohstoffarmes Land vor allem angewiesen ist. Ähnlich verheerend war die Entwicklung der Leistungen in Lesen und Rechtschreibung. Von dieser negativen Tendenz bleibt kein deutsches Bundesland verschont.

2010 hatte ich in «Deutschland schafft sich ab» die Ursachen für den Verfall der Bildungsleistung analysiert und die Fortsetzung dieses Negativtrends prognostiziert. Es kam tatsächlich noch schlimmer, und dies wird durch die aktuellen Studien quasi amtlich bestätigt.

Geschwisterliebe, Geschwisterhiebe

FDP und SVP sind die beiden letzten bürgerlichen Parteien der Schweiz. Statt im Wahljahr zusammenzuspannen, zelebrieren sie die kleinen Unterschiede.

Marcel Odermatt

Kreuzlingen

Das Klimagesetz zurrt fest, dass die Schweiz bis 2050 das Netto-null-Ziel bei den Treibhausgasemissionen erreichen muss. Die Milliardenkosten dafür werden den Steuerzahlern aufgebremst. Alle werden zur Kasse gebeten – egal, wie gross ihr CO₂-Abdruck ist. Die Eigenverantwortung und das Verursacherprinzip sind bei dieser illiberalen Vorlage null und nichtig.

Trotz dieser Ausgangslage spricht im Moment alles dafür, dass das linke Klimagesetz am 18. Juni im Volk eine Mehrheit finden wird. Das liegt auch an den Freisinnigen. Die FDP, die sich als «Partei für Freiheit und Eigenverantwortung» versteht, reiht sich im Abstimmungskampf einmal mehr ins etatistische Mitte-links-Lager ein.

Neue Steuern, neue Verbote

Die Gegner des Klimagesetzes hatten an der Delegiertenversammlung in Kreuzlingen nicht einmal die Möglichkeit, die Gründe für ihre Ablehnung zu präsentieren. Die FDP-Führung überliess das Geschäft Susanne Vincenz-Staufacher, einer grünlichen St. Galler FDP-Nationalrätin, die lapidar erklärte, «Subventionen seien zwar nicht die Lieblingsmassnahme der FDP», aber man könne diese mittragen.

Ordnungspolitisch ähnlich deroutiert trat Parteichef Thierry Burkart vor die Delegierten. Man müsse «einen Kompromiss machen», befand der Aargauer Ständerat, der vor zwei Jah-

SP und Grüne konnten immer auf die Mitte-Allianz zählen. Nun wird das etatistische Lager nochmals gestärkt.

ren noch zu jenen Freisinnigen gehört hatte, die beim CO₂-Gesetz gegen die Parteiführung aufbehrten. Nun verteidigt er eine Vorlage, die Tür und Tor öffnet für Massnahmen, die das Volk im Juni 2021 ablehnte. Im Bundeshaus kursieren schon allerlei Ideen für neue Steuern und Verbote, um die im Klimagesetz verankerten Ziele zu erreichen.



Ohne mit der Wimper zu zucken:
Parteichefs Burkart (l.), Chiesa.

Die Journalisten, die Burkart vor zwei Jahren noch als dubiosen Rechtsfreisinnigen karierten, pinseln nun eilig ihre Heiligenbilder. Am weitesten trieb es die gebührenbesoldete SRF-Redaktion, die nach der Delegiertenversammlung in mutmasslich ernsthafter Absicht titelte: «FDP setzt für Stärkung der Schweiz auf klassisch liberale Werte».

Hype um die Klimawahl

Es gibt interessante Parallelen zwischen dem Klimagesetz und den Waffenlieferungen in die Ukraine. Wenn sich die Schweizer per sofort in dürrnmatte Gebirgshöhlensysteme zurückziehen würden, würde sich am Gletscherschwund in den Alpen genau nichts ändern. Die Inlandsemissionen tragen weniger als 0,1 Prozent zum globalen CO₂-Ausstoss bei. Es sind Staaten wie China, Indien und die USA, die den Anteil der menschenverursachten Klima-

erwärmung durch Treibhausgase bestimmen. Ebenso wenig kann die Schweiz den Ukraine-Krieg mit Waffenlieferungen auch nur um einen Tag verkürzen. Wie es in dem Konflikt weitergeht, wird in Moskau und Washington, allenfalls noch in Kiew entschieden und nirgendwo sonst.

In beiden Fällen – Klima und Waffenlieferungen – geht es um reine Symbolpolitik. Diese liefert keinerlei Antworten auf die Ursachen des Problems, hat aber in beiden Fällen eine grosse innenpolitische Wirkung: In den zentralen Dossiers – Energie- und Klimaschutz sowie Aussen- und Sicherheitspolitik – klappt im bürgerlichen Lager eine gewichtige Lücke, und das in einem eidgenössischen Wahljahr, das für die bürgerlichen Parteien eigentlich wie gerufen kommt.

Der Hype um die Klimawahl von 2019 ist verflogen, trotz Klebern auf den Strassen und

Vandalen in Museen. In grossen Fragen der Gegenwart – Zuwanderung, Energiesicherheit, steigende Krankenkassenkosten und Inflation – geniessen die bürgerlichen Parteien im Volk mehr Vertrauen als ihre rot-grünen Gegner.

Doch das Verhältnis zwischen SVP und FDP hat sich in den vergangenen Monaten eingetrübt. Gerade FDP-Chef Burkart nutzt jede Gelegenheit, um einen Keil zwischen die beiden Parteien zu treiben. «Die SVP beerdigt die bewaffnete Neutralität», schimpfte er unlängst, und in Kreuzlingen klagte er, die Volkspartei habe sich «jeglichem Kompromiss verschlossen».

Aber auch die SVP trägt eine Mitverantwortung an der schlechten Stimmung im bürgerlichen Lager. Am Sonntag des Credit-Suisse-Untergangs hatte die Parteispitze keine bessere Idee, als sich am natürlichen Verbündeten die Schuhe abzutupfen. In einer kleinkarierten Medienmitteilung schrieb die Volkspartei, die Bankentragödie sei eine «Folge von Misswirtschaft und FDP-Filz».

Wie ärgerlich das selbstverschuldete Auseinanderdriften von SVP und FDP für die bürgerliche Schweiz ist, verdeutlicht eine aktuelle Meldung: Mitte, GLP und EVP haben bekanntgegeben, Listenverbindungen für die Wahlen im Herbst einzugehen. Also jene Parteien, die in den letzten Jahren halfen, den Sozialstaat massiv auszubauen. Ob Vaterschaftsurlaub, Überbrückungsrenten für Sechzigjährige oder ein Erwerbsersatz für betreuende Angehörige – SP und Grüne konnten immer auf den Support dieser Mitte-Allianz zählen. Nun wird das etatistische Lager nochmals gestärkt.

«Flächendeckende Listenverbindungen»

Dabei wäre die politische Konjunktur für die beiden letzten bürgerlichen Parteien der Schweiz günstig. Die Zuwanderung erreicht neue Höchststände, das Asylchaos wird immer ärger, und der Staat wächst ungebremt. Allein die Ausgaben im Sozialbereich betragen inzwischen 207 Milliarden Franken – pro Jahr, versteht sich. Auf dem Papier müsste grosser Raum für Verständigung vorhanden sein.

Kein Wunder, hat SVP-Präsident Marco Chiesa schon im Februar «flächendeckende Listenverbindungen» mit der FDP gefordert. Damit liessen sich Sitzgewinne für linke Parteien verhindern. Tatsächlich wäre es angesichts der politischen Grosswetterlage ein Leichtes, einen Plan für eine konkrete Zusammenarbeit aufzugleisen.

Doch weil stattdessen lieber Differenzen zur Schau gestellt werden, kommt die Zusammenarbeit nicht vom Fleck. Bisher wurde einzig im Kanton Zug eine Listenverbindung beschlossen. Ob weitere folgen, ist ungewiss. Die FDP sei föderalistisch aufgebaut, und es liege in der Verantwortung der Kantonalparteien,

ob und mit wem sie eine Listenverbindung eingehen, sagt Sprecher Arnaud Bonvin. «Dabei spielen regionale Gegebenheiten und arithmetische Überlegungen eine Rolle. Nationale Vorgaben für Listenverbindungen, wie sie unlängst Mitte und GLP beschlossen haben, widersprechen aus unserer Sicht dem föderalistischen Prinzip der Schweiz.»

Päckli und Deals

Die angeblich so kompromissbereite FDP lässt damit zu, dass das bürgerliche Lager sein Potenzial nicht ausschöpfen kann. Das ist umso erstaunlicher, als Thierry Burkart antrat, dem Freisinn nach Petra Gössis abruptem Abgang ein bürgerlicheres Profil zu verpassen. So hatte er sich nicht nur gegen das CO₂-Gesetz ausgesprochen, sondern auch das Rahmenabkommen mit der EU bekämpft und trat als Lobbyist der Autoindustrie in Erscheinung.

Doch seit seiner Wahl zum Präsidenten nehmen ihn nicht nur seine Fraktionskollegen als eingemittet wahr. Die anfängliche Angst vor einem Rechtsrutsch ist auch in den Medien ver-



flogen. Aus Thierry Burkart sei Thierry Pfister geworden, meinte ein Beobachter an der Delegiertenversammlung in Kreuzlingen belustigt. Tatsächlich scheint Burkart denselben Weg zu gehen wie vor ihm Mitte-Präsident Gerhard Pfister. Der ehemals konservative Zuger, der gerne mit der SVP flirtete, unterstützt heute, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, Päckli und Deals, die die Handschrift von SP und Grünen tragen.

«Wir machen die Schweiz stärker», versprach Thierry Burkart am Samstag. Noch bleibt ein bisschen Zeit, den hehren Worten auch Taten folgen zu lassen.



INSIDE WASHINGTON

Bidens Baby-Krieg

Anlässlich der Feier für den «Lehrer des Jahres» verkündete Amerikas oberster Grossvater, Präsident Joe Biden, seinem Volk jüngst mit mahrender Stimme: «Es gibt kein Kind von jemand anderem.» Es sei denn, es handle sich um sein siebtes Enkelkind, Navy Joan Roberts, das sein Sohn Hunter achtlos mit der ehemaligen Stripperin Lunden Alexis Roberts gezeugt hat. Dieses Kind ist das Kind eines anderen, das niemals anerkannt werden darf und ganz sicher niemals den geschätzten Familiennamen Biden tragen soll.

Vor fünf Jahren, als Hunter Biden, wie er es nennt, seine sexuellen «Ausschweifungen» durchlebte, wurde der heutige First Son zum vierten Mal Vater. Hunter behauptet, er könne sich «nicht daran erinnern», die Frau geschwängert zu haben, der er nun Unterhalt zahlen muss. Er kämpft energisch dagegen an, dass die Frucht seines Streunerlebens rechtlich seinen Nachnamen annehmen darf.

Der 53-Jährige bittet das Gericht ausserdem um eine Senkung seiner monatlichen Unterhaltsverpflichtungen und beruft sich dabei auf seine Armut, verursacht durch die hohen Rechnungen seiner Washingtoner Power-Anwälte. Die vorsitzende Richterin Holly Meyer hat Hunter eine Frist bis Ende dieser Woche eingeräumt, um über seine undurchsichtigen Geldgeschäfte Rechenschaft abzulegen, die er mit dubiosen Partnern rund um die Welt betrieben hat.

Glücklicherweise hat Lunden Roberts als Studentin an der George Washington University Tatort-Untersuchungen studiert. Die 32-jährige alleinerziehende Mutter muss ihre aussergewöhnlichen Fähigkeiten als Detektivin einsetzen und die Nerven behalten, um mit den Tricks und Finten der Biden Family, Inc. fertigzuwerden.

Amy Holmes

Marilyn Monroe des Feminismus

Die englische Anti-Trans-Aktivistin Kellie-Jay Keen scheut keinen Konflikt. Jetzt will sie eine «Frauenpartei» gründen.

Julie Burchill



«Hat meine elfjährige Tochter das Recht, keinen Erwachsenenpenis sehen zu müssen?»: Keen.

Natürlich sollte dies – in einer idealen Welt – keine Rolle spielen, dennoch tut es immer gut, wenn Frauenrechtlerinnen schön sind. Dass Emmeline Pankhurst so klein und schmal war, machte ihre Furchtlosigkeit noch beeindruckender. Gloria Steinem machte eine gute Figur im Bunny-Kostüm, das sie tragen musste, um heimlich Hugh Hefners Seximperium zu unterwandern. Warren Beatty gehörte zu den Männern, die die wunderschöne junge Germaine Greer vernaschte.

«**Frau: erwachsener weiblicher Mensch**»
Mir gefällt das, weil es Männer, die heute noch sagen: «Allen Feministinnen sollte es mal einer so richtig besorgen – bloss will das keiner», dumm aus der Wäsche gucken lässt. Und heute haben wir Kellie-Jay Keen, deren gutes Aussehen (eine Mischung von Marilyn Monroe und der jungen Königin Elisabeth II.) all denen ein besonderer Dorn im Auge ist, die sie fürchten und hassen.

London

KJK war jahrelang Labour-Mitglied, trat 2016 aber aus der Partei aus, nachdem es Transaktivistinnen und -aktivisten gelungen war, auch den linken Mainstream zu kapern. «Ich hatte Online-Labour-Gruppen gefragt: <Hat meine elfjährige Tochter das Recht, eine reine Frauengarderobe zu benutzen und keinen Er-

«Jedes Mal, wenn Frauen über Dinge sprechen wollen, die sie direkt betreffen, werden sie niedergeschrien.»

wachsenenpenis sehen zu müssen?», worauf man mir zu verstehen gab, ich würde eine Perverse, die Penisse anlotzte, und Transphobie heranziehen. Niemand fand, dass meine Tochter ein solches Recht habe. Und da die Parteiobere beharrlich schwiegen, war mir klar, dass meine Zeit bei Labour vorbei war.»

2018 mietete sie während des Labour-Parteitags eine Plakatfläche, auf der «Frau: erwachsener weiblicher Mensch» stand. Diese

Wörterbuchdefinition war bereits so brisant, dass das Plakat von der Polizei entfernt wurde.

Doch das war erst der Anfang. Mit ihrer Kampagne für freie Meinungsäußerung, «Let Women Speak», ist KJK schon überall in Grossbritannien, den USA, Australien und Neuseeland gewesen. Und jedes Mal, wenn Frauen über Dinge sprechen wollen, die sie direkt betreffen – ihre Erfahrungen mit Gewalt und sexuellem Missbrauch, dass sie ausgeschlossen werden und ihnen gekündigt wird, weil sie der Meinung sind, die Rechte von Frauen sollten geschützt werden –, werden sie niedergeschrien und oft tödlich angegriffen von Transaktivistinnen und deren Verbündeten.

Hass von links

Und so hat KJK, die noch nie einen Konflikt gescheut hat, im März die Gründung einer eigenen «Party of Women» (Frauenpartei) angekündigt und dass sie damit bei den nächsten Wahlen gegen Labour-Chef Keir Starmer antreten werde.

Obwohl ich Starmer nicht ausstehen kann, tut er mir fast leid: In seinem Bestreben, Schottlands ehemaliger Regierungschefin Nicola Sturgeon nicht in die politische Wüste zu folgen, hat er sich insofern vom Transwahnsinn der Selbstidentifikation zu distanzieren versucht, als er erklärte, natürlich hätten «99,9 Prozent aller Frauen keinen Penis». Im Vergleich mit Kellie wird sich erst recht zeigen, dass der arme Kerl das Charisma einer verwelkten Gürtelrose hat.

Sieht man KJK, umgeben von Männern, die sie umbringen möchten, furchtlos sprechen, wird klar, dass sie eine der wichtigsten und bewundernswertesten Rebellinnen ist in diesem seltsamen Zeitalter, da Frauenhass plötzlich von links kommt und Woke, auf deren T-Shirts «#BeKind» steht, «Kill the Terfs» (Tötet transfeindliche Feministinnen) brüllen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Attraktivste Eigenschaft eines Mannes

Ein Charakterzug steht ganz oben auf der Wunschliste vieler Frauen.



Bei der Partnerwahl läuft es ähnlich wie beim Brotbacken. Die Basis Mehl ist unerlässlich, und frei nach Geschmack und Sorte vermengen wir es dann mit unterschiedlichen Zutaten wie Salz, Rapsöl, Hefe, Milch, Zucker. Auch bei der Suche nach einem Mann gibt es für die Frau eine Zutat, der so etwas wie die Eigenschaft der Grundbasis zukommt. Sie liegt unter allem und wird dann mit weiteren Ebenen vermengt; mit Humor, Ehrlichkeit, sozialem Status, Attraktivität, Grosszügigkeit et cetera. Die Neigungen sind natürlich von Frau zu Frau unterschiedlich, auch hängen sie von Kultur, Alter und Persönlichkeit ab.

Aber es gibt Eigenschaften, zu denen wir uns alle hingezogen fühlen. Und ob bewusst oder unbewusst: Frauen sehnen sich instinktiv nach Männern mit Selbstvertrauen. Das zeigen etliche Studien, aber auch viele Gespräche mit Frauen, die ich im Laufe meines Lebens geführt habe. Dieser Wesenszug wird immer wieder genannt. Und auch wenn eine Frau sich das vielleicht nicht unbedingt eingestehen will: Es beeinflusst sie in ihren Entscheiden. Bevor wir's vergessen: Auch Männer mögen selbstbewusste Frauen. Aber die Eigenschaft besitzt für Frauen eine andere Bedeutung, und vor allem aus evolutionsbiologischer Sicht leuchtet das ein, wenn es etwa um Mutterschaft geht.

Wissenschaftler erklären, dass wir alle darauf vertrauen, dass Menschen sich selbst gut kennen. Darum gehen wir davon aus, dass das Selbstvertrauen einer Person – oder dessen Mangel – ihren Wert widerspiegelt. Das Vorhandensein (oder die Abwesenheit) seines Selbstvertrauens ist also für Frauen ein In-

dikator für seine Qualitäten, gibt ihr einen Hinweis auf seine Eignung als Partner.

Männer mit Selbstvertrauen sind anziehend, weil die Chancen hier gut stehen, dass man es mit einem verlässlichen Partner zu tun hat, mit dem man eine solide, lange Beziehung führen

Sein Kontostand sagt in den meisten Fällen nichts darüber aus, ob er knifflige Situationen meistern kann.

kann. Das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit ist beim Selektionsverhalten ein zentraler Teil der weiblichen Motivation. Und Selbstvertrauen, das auf der Basis von Selbstbewusstsein aufgebaut wird, zeigt uns, dass er an seine Fähigkeiten glaubt. Er ist zuversichtlich, dass er in der Lage ist, Herausforderungen zu überwinden. Dieser Mann kennt seinen Selbstwert, weiss, was er kann, was er zu bieten hat, ist sich seiner selbst sicher. In der Regel erlangt man (echtes) Selbstvertrauen durch Dinge, die man in seinem Leben erreicht und sich erarbeitet, durch Lösungen, die man gefunden hat. Durch Kompetenz.

Selbstbewusste Männer wirken auf Frauen attraktiv, auch weil wir Selbstvertrauen mit Männlichkeit verbinden: zuverlässig sein, couragiert, stabil, verantwortungsbewusst. Er übernimmt die Verantwortung für seine Entscheide, genauso wie für die Wirkung und Folgen seines Handelns, und erwartet nicht von anderen, diese zu übernehmen. Als Mann um seine Verantwortung zu wissen – es ist die-

ses männliche Selbstverständnis, das Frauen dazu verleitet, ihr Leben mit ihm verbringen zu wollen. Selbstvertrauen verbinden wir zudem mit Selbstkontrolle: Dieser Mann hat sich und seine Gefühle im Griff, seine Reaktionen sind abschätzbar; selbstbewusste Männer sind nicht getrieben von ihren Unsicherheiten.

Aber das Reizvollste ist wohl: Ein selbstbewusster Mann suggeriert Erfolg. Er gibt einer Frau das Gefühl, imstande zu sein, jede Situation zu meistern. Mit Konflikten souverän umgehen und sie lösen zu können. Das heisst nicht, dass er tatsächlich immer dazu in der Lage ist. Selbstvertrauen ist keine Garantie. Tritt er jedoch selbstbewusst auf, strahlt er Selbstvertrauen aus, ist es wahrscheinlicher, dass er im Idealfall ein verlässlicher Partner ist, als wenn man ihm Zögern und Unsicherheit schon aus hundert Metern ansieht.

Interessant ist das alles, weil es andere populäre weibliche Auswahlkriterien wie Beruf, Status, Statur und Attraktivität ein bisschen in den Hintergrund rücken lässt. Sein Kontostand sagt in den allermeisten Fällen nichts darüber aus, ob er knifflige Situationen meistern kann. Seine 1.85 Meter Grösse bedeuten nicht, dass er uns unterstützt in unseren Bedürfnissen. Sein Brad-Pitt-Look reicht nicht für eine dauerhafte Beziehung. Und das wirklich Gute daran: Selbstvertrauen ist eine Eigenschaft, die man sich antrainieren kann, wenn man sie nicht schon besitzt.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

König Arnault und die Kinder der Tafelrunde

Der reichste Mann der Welt sucht seinen Nachfolger für das Familiengeschäft – mit eigenen Methoden.

Mark van Huisseling

Das ist wohl die feine französische Art, Witze zu machen: «Was meine Nachfolge angeht: Sie haben möglicherweise bemerkt, dass in unserem Land das Rentenalter angehoben wird. Das ist sehr en vogue.» Sagt Bernard Arnault, im Augenblick reichster Mann der Welt mit einem Vermögen von rund 238 Milliarden Dollar; es fusst auf seiner Mehrheitsbeteiligung an Louis Vuitton Moët Hennessy LVMH, der grössten Luxusgruppe überhaupt und wertvollsten Firma Europas (Marktbewertung knapp 437 Milliarden).

Der Witz? Seit Präsident Emmanuel Macron verfügte, dass Französinen und Franzosen bald bis 64 arbeiten müssen (statt bis 62), herrscht Volksaufstand im Land der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit. Wohingegen der 74-jährige Arnault vergangenes Jahr die Alters Guillotine *chez LVMH* ohne viel Lärm von 75 auf 80 verschob – für den obersten Chef, ihn selbst also.

Die anderen Reizworte in seinen erwähnten Sätzen: «Meine Nachfolge». Immer wenn ein Über-Unternehmer im, sagen wir, Herbst seines Lebens diese ausspricht, entwickeln Anleger, Finanzanalysten, Journalisten und weitere Kaffeesatzleser Fantasie. Besonders wenn der Übervater fünf Kinder zwischen 48 und 25 hat, die alle im Familienunternehmen mitarbeiten.

Wie in der TV-Serie «Succession»

Man möchte die redensartige Fliege an der Wand sein, wenn das Familienoberhaupt und sein Nachwuchs zusammenkommen. Oder wenigstens durchs Schlüsselloch in den Salongen dürfen, in dem sie sich treffen. Was nun, sozusagen, ein Informant des *Wall Street Journal*, der amerikanischen Wirtschaftszeitung von Rupert Murdoch, tun konnte.

Einmal im Monat lädt Arnault seine einzige Tochter Delphine, 48, deren Bruder Antoine, 45, und ihre drei Halbbrüder, Alexandre, 31, Frédéric, 28, sowie Jean, 25, zum Mittagessen am schicken LVMH-Hauptsitz an der Pariser Avenue Montaigne; Delphine und Antoine sind Kinder aus seiner ersten Ehe (mit der Französin Anne Dewavrin), 1991 heiratete er Héléne Mercier, eine kanadische Pianistin.

Zweck der *réunion* sei weniger Verpflegung und Austausch von Nettigkeiten als ein Abfragen der Jungen. Während neunzig Minuten gehe Bernard, iPad in der Hand, um den Tisch von Kind zu Kind und verlange Antworten auf die drängendsten Fragen betreffend Entscheidungen im Luxusreich, in dem die Sonne nicht untergeht.

Während 90 Minuten gehe Bernard, iPad in der Hand, um den Tisch und verlange Antworten.

Um herauszufinden, wer in Frage kommt für die Spitze oder wenigstens die Hausaufgaben gemacht hat.

Eine Zeitlang vermuteten Beobachter, Antoine, der älteste Sohn, sei Vaters Liebling. «The son (of Arnault) also rises», wortspielte die *Financial Times* 2010, als Antoine den Auftrag bekam, aus der zur Gruppe gehörenden Schuhherstellerin Berluti eine Marke mit ähnlicher Ausstrahlung wie die (ebenfalls zur Gruppe gehörende) Marke Dior zu machen. Antoine gab dafür 100 Millionen Euro aus, in der Folge stiegen die Verkäufe um 90 auf 135 Millionen jährlich. Der Vater und seine Aktionäre konnten es sich leisten, für eine gute Note im Zeugnis des Sohns reichte es aber wohl nicht.

Antoine, der im privaten Leben wohl Freude bereitet – er ist verheiratet mit dem russischen Model Natalja Wodjanowa, das Paar hat zwei Kinder –, ist jetzt Chef der Holding-Gesellschaft, in der sich die LVMH-Beteiligung des Vaters befindet, er leitet also das Family Office. Was weniger darauf rückschliessen lässt, Bernard sehe in ihm immer noch den grossen Unternehmer.

Im Augenblick ist eher sein ältestes Kind im *lead*, in Führung. Ähnlichkeiten zu Vorgängen im Fernsehen sind zufällig, natürlich. Was ich sagen will: Logan Roy, das Oberhaupt der erfundenen Medienunternehmerfamilie in «Succession», einer TV-Serie, die in der Schweiz auf Sky Show läuft, platzierte seine einzige Tochter als mögliche Nachfolgerin (für kurze Zeit), nachdem er zuvor auf den ältesten Sohn ge-



Weil Blut dicker ist als Wasser:

setzt hatte. Und im richtigen Wirtschaftsleben beförderte Vater Arnault die einzige Tochter Delphine im Januar dieses Jahres zur Chefin von Dior, der zweitwichtigsten Marke mit Verkäufen von über 8 Milliarden Euro; über ihr gibt es in der Gruppe bloss noch einen ausführenden Manager, Louis-Vuitton-Chef Pietro Beccari, der Italiener war vor Delphine Chef bei Dior gewesen.

Ladenbesuch um 23 Uhr

Ob Delphine den Posten bekommen hat, weil sie herausragende Arbeit leistete, oder weil Blut dicker sei als Wasser, ist schwer zu sagen, auch da es sich um eine Riesengruppe handelt mit zig Mitarbeitern, die ihr zudienten et cetera. Immerhin erschien in der *Financial Times* zeitnah ein schmeichelnder Artikel, in dem etwa Nicolas Ghesquière, Louis Vuittons Kreativdirektor, wohlmeinend über sie Auskunft gab: Sie sei ernsthaft bei der Arbeit respektive visionär wie der Alte. Und ähnlich Mikromanager-mässig unterwegs, auch sie besuche gern LV-Läden, um deren Angebot zu prüfen, abends um 23.00 Uhr, erzählte er.



Bernard Arnault und Ehefrau Héléne Mercier-Arnault (Mitte) mit Alexandre, Frédéric, Jean, Delphine und Antoine Arnault (v. l.).

Aus gutem Grund vielleicht – ihre Konkurrenz schläft nicht, gerade die, die einmal monatlich am Tisch im Hauptquartier mitisst. Alexandre, der älteste Sohn von Bernard und seiner heutigen Frau, ist offiziell Executive Vice President of Product and Communications von Tiffany, dem Schmuck- und Uhrenunternehmen, das der Vater vor zwei Jahren für 16 Milliarden Dollar kaufte.

Ob der Job mit dem wichtigen Titel, den der 31-Jährige hat, auch ein solcher ist? Ein Kommentator des *Handelsblatts* meint ja und gibt Alexandre gute Chancen, seinem Vater als Chef nachzufolgen, irgendwann. Die Einschätzung ist allerdings älter als der Aufstieg der Halbschwester. Doch der Tiffany-Gig darf wohl als Karriereschritt gewertet werden, vorher war Alexandre Chef des deutschen Kofferherstellers Rimowa gewesen, den der Alte 2016 auf Drängen des Jungen, damals 24-jährig, gekauft haben soll, für 640 Millionen Euro.

Nächste Orgelpfeife, nicht wertend gemeint, sondern bezogen auf das Alter in absteigender Reihenfolge, ist Frédéric, seit zwei Jahren Chef von TAG Heuer, einer Schweizer

Uhrenmarke, die der Vater 1999 kaufte (für 739 Millionen Dollar damals). Der 28-Jährige fällt dort etwa dadurch auf, dass er angesagte Dinge macht, Uhren seiner Marke kann man mit Kryptowährungen bezahlen zum Beispiel. Und privat sammelt er Non-Fungible Token, sogenannte NFTs, meist digitale Kunstwerke, die man mit Ether, einer solchen Währung, kauft. TAG Heuers Verkaufserlöse haben sich, seit Bernard Arnaults Zweitjüngster dafür verantwortlich ist, dennoch (oder möglicherweise deshalb) kaum bewegt, sie liegen bei rund 700 Millionen jährlich. Frédéric hat damit allerdings noch kein Empfehlungsschreiben für Höheres abgeliefert.

Chinas Generation Z

Bleibt Arnaults Benjamin, der Jean heisst, 25 Jahre jung ist und seit vergangenem Jahr der Chef von Louis Vuitton Watches, also den Uhren der Marke, dank deren Handtaschen die Familie unglaublich reich und sehr mächtig wurde. Das ist wohl so was wie das Gegenstück zum *mail room* von LVMH. Wie viel dank Verkäufen der von ihm geführten Marke ins

Haus fließt, wird nicht mitgeteilt, der Betrag dürfte aber in der Portokasse Platz finden – der Bereich Uhren und Schmuck trägt im Ganzen rund 10 Milliarden Euro bei zu den knapp 80 Milliarden Umsatz der Gruppe, zieht man davon die Einnahmen von Tiffany, TAG Heuer und so weiter ab, bleibt nicht mehr sehr viel. Oder jedenfalls nicht genug, um seinen Namen bereits oben auf die Nachfolgerliste zu schreiben. Doch der Jüngste hat auch noch am meisten Zeit, den Alten von seiner Eignung zu überzeugen.

Bernard Arnault, der Mann mit gutem Gespür und feinem Humor, hat vor nicht langer Zeit gesagt, er möchte weitere dreissig oder so Jahre arbeiten – dann wäre er zirka hundert. Und müsste bis dorthin eventuell einen bedeutenderen Entscheid fällen als den über seine Nachfolge. Nämlich wie die Zahlen seiner Gruppe auf der heutigen luftigen Höhe gehalten werden können. Falls die Vorhersage zutrifft, wonach die chinesische Zielgruppe von morgen, die Mitglieder der Generation Z, nicht mehr so Luxusshopping-wütig sein werden, wie es ihre Eltern waren.

Kartoffeln, Freizeit, Steuern

Je mehr die Leute verdienen, desto stärker neigen sie zur Teilzeitarbeit. Mehrarbeiter werden benachteiligt. Sollte man die Freizeit besteuern?

Stefan Felder

Während der irischen Hungersnot im 19. Jahrhundert wurde beobachtet, dass im Zuge steigender Kartoffelpreise die Nachfrage nach Kartoffeln zunahm. Die Preissteigerung machte die Bevölkerung noch ärmer, als sie es ohnehin schon war, so dass statt Fleisch und Brot noch häufiger Kartoffeln auf den Teller kamen. Derzeit taucht das Phänomen wieder auf, allerdings unter umgekehrtem Vorzeichen: Die Betroffenen sind reich.

In den letzten Jahren hat nämlich die Nachfrage nach Freizeit mit dem Anstieg der Löhne deutlich zugenommen. Hierbei muss man sich klarmachen, dass der Preis der Freizeit der entgangene Lohn ist. Ein höherer Lohn verteuert die Freizeit, so dass die Nachfrage eigentlich abnehmen müsste. Andererseits macht ein höherer Lohn die Beschäftigten reicher, da sie für jede Arbeitsstunde mehr erhalten.

Der Einkommenszuwachs führt zu einem Anstieg der Freizeitnachfrage, man gönnt sich mehr davon. Im Ergebnis kann die Nachfrage nach Freizeit deshalb netto steigen; der Einkommenseffekt ist in diesem Fall stärker als der Substitutionseffekt, wie es ökonomisch ausgedrückt heisst.

Eine Nachfrage, die mit steigendem Preis eines Gutes zunimmt, ist ein seltenes Phänomen. Wenn es auftritt, bringt es die Beobachter ins Grübeln, wie damals den britischen Statistiker und Ökonomen Robert Giffen, nach dem das Giffen-Paradox genannt wird.

Halbherzige Bütler und Eichenberger

Gemäss der Schweizer Arbeitskräfteerhebung ist Teilzeitarbeit en vogue; rund 1,2 Millionen Frauen und 400 000 Männer zwischen 15 und 64 Jahren arbeiteten im letzten Jahr weniger als 90 Prozent eines vollen Pensums. In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Teilzeitbeschäftigung bei den Frauen um 7,8 Prozent, bei den Männern sogar um 43,3 Prozent erhöht. Die Kolleginnen und Kollegen der Ökonomenzunft überlegen sich, was dagegen unternommen werden könnte. Monika Bütler, in der *NZZ am Sonntag*, und Reiner Eichenberger, in der *Weltwoche*, schlugen vor, das Arbeitspensum bei der Steuerpflicht

zu berücksichtigen: Wer sein Arbeitspotenzial nicht ausschöpfe, solle – wenn alles andere gleich ist – höhere Steuern zahlen. Dies läuft auf eine Mengensteuer hinaus. Je mehr Freizeit nach-

Die Teilzeitbeschäftigung hat sich bei den Frauen um 7,8, bei den Männern um 43,3 Prozent erhöht.

gefragt wird, umso höher die Steuer auf der begehrten Mussezeit. Dieser Vorschlag geht zwar in die richtige Richtung, aber nicht konsequent genug, weil die Entscheidung, wie viel jemand arbeiten will, weiterhin verzerrt bliebe.

Die Schweizer Bundesverfassung verlangt in Art. 127, Steuern nach dem Grundsatz der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit zu gestalten. Leistungsfähig ist, wer einen hohen Lohn bezieht. Die Verfassungsnorm führt uns letztlich zu einer idealen Steuer, deren Bemessungsgrundlage das sogenannte Potenzialeinkommen darstellt. Dieses ergibt sich aus der jährlichen Stundenzahl, die uns für Arbeit und Freizeit insgesamt zur Verfügung steht (rund 5000 Stunden), multipliziert mit dem Lohn. Es ist die Summe aus Arbeitseinkommen und Freizeitgenuss – zweier sich ergänzender Nutzenströme.

Die Besteuerung des Potenzialeinkommens, das sich etwa bei einem Stundenlohn von 30 Franken pro Jahr auf 150 000 Franken summiert, hat zum Vorteil, dass sie keine verzerrende

Wirkung auf die Entscheidung hat, wie man Arbeit und Freizeit aufteilt. Gegen diese Form der Besteuerung wird eingewandt, dass Löhne nicht beobachtbar seien. Der Vorschlag einer nach Beschäftigungsgrad differenzierten Steuer hat dagegen die Schwierigkeit, die Arbeitszeit zu erfassen. Gelingt dies, hat man allerdings auch den Lohn zur Verfügung und kann daher das Potenzialeinkommen bestimmen. So gesehen, bleiben Bütler und Eichenberger auf halbem Weg stehen. Konsequenter durchgedacht, müssten sie fordern, Freizeit wie Einkommen zu besteuern.

Teures Gratis-Studium

Der Verfassungsgrundsatz bringt uns zur Frage, welche Faktoren eigentlich den Lohn der Besteuerten bestimmen. Hier sind Bildungsinvestitionen massgeblich. Diese sind bekanntlich nicht nur in der Grundschule, sondern selbst auf der tertiären Stufe (Universitäten und Fachhochschulen) weitgehend staatlich finanziert. Die «Gratisausbildung» auf der tertiären Stufe wird oft mit der Progression des Steuersystems gerechtfertigt: Der Staat hole sich später über die Steuern auf dem Einkommen das Geld wieder zurück, das er in die Bildung stecke.

Dieser Mechanismus funktioniert bei Teilzeitbeschäftigung allerdings nicht. Trotz gegebener Leistungsfähigkeit zahlen Teilzeitbeschäftigte im Vergleich zu Vollzeittätigen überproportional wenig Steuern. Aber halt: Bevor wir nun die Besteuerung mit unausgegorenen Vorschlägen zu reformieren suchen, wäre daran zu denken, Studenten und Studentinnen einfach an den Kosten ihrer teuren Ausbildung zu beteiligen.

Das teuerste Studium, eine sechs Jahre dauernde Medizinausbildung, kostet nach neuesten Zahlen 642 000 Franken. Sich vom Staat das Universitätsstudium zahlen zu lassen und danach dank hohem Lohn nur Teilzeit zu arbeiten, ist nicht im Sinne einer wohlorganisierten Gesellschaft – darüber dürfte Einigkeit in der ökonomischen Zunft herrschen.

Stefan Felder ist Ökonomieprofessor an der Universität Basel.



Als Gott noch Amerikaner war

John Waynes Leben war eine weite Prärie ohne Stachelzäune. In seinem Grab liegt er nicht allein. Die grosse Zeit eines grossen Landes hat dort seine letzte Ruhestätte gefunden.

Michael Bahnerth

Er ist in Orange County im Süden Kaliforniens begraben, im Pacific View Memorial Park. Es ist, aus Angst vor Grabräubern, ein schmuckloses Grab; ein in den Boden eingelassener Grabstein liegt dort in dichtem Gras, man sieht ihn auf einem Pferd, daneben ist ein Zitat von ihm eingraviert: «Der morgige Tag ist das Wichtigste im Leben. Er kommt zu uns um Mitternacht – ganz rein. Er ist makellos, wenn er ankommt, und gibt sich in unsere Hände. Er hofft, dass wir vom Gestern etwas gelernt haben.»

Als John Wayne 1979 72-jährig starb, war die Welt aus heutiger Sicht ein Gestern, und das Gestern war eine andere Zeit. Im Grab John Waynes liegen nicht nur seine Gebeine. Ein ganzes Amerika hat dort seine letzte Ruhestätte gefunden, und unter der Erde liegt das Skelett einer Männlichkeit, die heute wie ein Beiprodukt der Nostalgie erscheint.

Bewaffnet mit Deutungshoheit

John Wayne, den alle nur den «Duke» nannten, war zu seiner Zeit die Verkörperung des *American hero*, und er war der Letzte seiner Art aus einer Zeit, in der Cowboys das Ideal amerikanischer Männlichkeit waren und der Geist der Pionierzeit die Moral und die Religion des Landes. Es war insofern eine einfache Zeit, weil jedes Ding noch an seinem ihm zugeteilten Ort zu sein schien. Das Leben war eine weite Prärie ohne Stachelzäune, die Grenzen zogen. Die einzigen Grenzen waren jene, die der Patriotismus schuf, die einfache Vorstellung von Gut und Böse, von Gerechtigkeit, alles unter der Sonne war schwarzweiss; Frauen waren Frauen, Männer Männer, und Gott war noch Gott und Amerikaner.

Und John Wayne, 1,93 Meter gross, ein Sheriff der Werte und ein Cowboy ohne grosse Worte, bewaffnet mit der Deutungshoheit über Gut und Böse, ausgestattet mit einem Pferd und einem Sattel und der Idee der Freiheit, war das letzte Exemplar jener Ära der amerikanischen



Sheriff der Werte: Wayne in «Man nennt mich Hondo», 1953.

Gründerzeit, aus der das Land seine Grösse bezog und seinen Grössenwahn, als es sich auf einer heiligen Mission wähnte, jener, sich das Land und alles, was sich auf ihm befand, untertan zu machen.

Natürlich war John Wayne, auch, der Held all jener, die sich im Reaktionären wohler fühlen als im Fortschrittlichen, all der übersteigerten Patrioten, durchgeknallten Waffenfreaks, all der

Er trank Whisky, rauchte hundert Camel ohne Filter pro Tag und vögelte am liebsten Mexikanerinnen.

an die Überlegenheit der weissen Rasse Glaubenden. Es gibt da diese Sätze von ihm, einer geht so: «Ich glaube so lange an die weisse Überlegenheit, bis die Schwarzen gebildet genug sind, Verantwortung zu übernehmen.» Als die Indianerin Sachhean Littlefeather 1973 im Apachenkleid im Namen Marlon Brandos den ihm zugedachten Oscar wegen des rassistischen Umgangs der Filmindustrie mit Indianern ablehnte, stand John Wayne auf der Bühne und konnte erst im letzten Moment von Sicherheitsleuten daran gehindert werden, Littlefeather von der Bühne zu zerren.

Schöpfungsbelassene Männlichkeit

Und doch war er, ebenfalls, die letzte Ikone einer, wenn man so will, schöpfungsbelassenen Männlichkeit, die keine Kompromisse kannte, die unantastbar war, frei. Er selbst lebte oft, im Gegensatz zur Grabinschrift, als ob es kein Morgen gäbe; er trank Whisky, rauchte hundert Camel ohne Filter pro Tag und vögelte am liebsten Mexikanerinnen. Als er an Krebs starb, hatte er schon einen Lungenflügel weniger. «The fun has gone», war einer seiner letzten Sätze, als er schon lange sein Pferd zum letzten Ausritt gesattelt hatte, es war nicht mehr sein Leben, es war nicht mehr seine Zeit. Die Worte, die er auf seinem Grabstein wollte, kamen nie dorthin, warum, ist nicht ganz klar: «Feo, fuerte y formal» – «Er war hässlich, stark und hatte Würde».

Dr. Kellogg und sein wilder Sohn

Was passiert, wenn Affen und Menschen zusammenleben? Werden Affen zu Menschen? Nein, Menschen zu Affen, wie ein schauerlicher Versuch zeigt.

P.J. Blumenthal

Im Februar 1931 veröffentlichte der junge Psychologe Winthrop Niles Kellogg einen Aufsatz in der Zeitschrift *Psychological Review* mit dem Titel «Humanizing the Ape». Darin behauptete er, die Wissenschaft mache auf dem Gebiet der Tierintelligenz keine Fortschritte, weil die meisten Forscher ihre Versuchstiere eben wie Tiere behandelten. Man schliesse sie im Käfig ein und führe sie an einer Kette oder Leine. Wie könne man von einem Tier Kooperation erwarten, wenn es höchstens zwei Stunden täglich als reiner Versuchsgegenstand unter Menschen lebe? «Das Tier bekommt nie die Chance, menschliches Verhalten zu lernen», warf er seinen Kollegen vor.

Kelloggs besonderes Interesse galt den Menschenaffen. Wie der amerikanische Zoologe Richard Lynch Garner, der 1892 in Gabun einen Schimpansen zu erziehen versucht hatte, gehörte auch Kellogg zu jenen, die den Unterschied zwischen dem Wesen des Affen und dem des Menschen für gering erachteten. Nun stellte er die Frage, wie sich wohl ein Affenkind verhalten würde, wenn es die gleiche Erziehung genösse wie ein Menschenkind, das heisst, wenn man es mit der Flasche füttere, anleide, es wasche, beschmuse, kurz, es in einer ganz normalen menschlichen Umgebung aufzöge.

Affe auf dem Topf

Am 26. Juni 1931 zog das siebeneinhalb Monate alte Schimpansenweibchen Gua, eine Leihgabe der Anthropoid Experiment Station der Yale-Universität in Orange Park, Florida, zu der Familie Kellogg. Die Kelloggs hatten einen Sohn, Donald, damals zehn Monate alt. Gua und Donald sollten ohne Unterschied als Geschwisterpaar erzogen werden.

Die beiden nahmen ihre Mahlzeiten im Hochstuhl ein, lernten mit dem Löffel umzugehen, badeten, schliefen beide in Schlafanzügen in Kinderbettchen. Nach den damals gültigen Erziehungsmethoden wurden auch beide auf den Topf gesetzt, um Sauberkeit zu lernen. Der Affe meisterte diese Aufgabe allerdings schneller als das Menschenkind. Auch in

der Handhabung des Löffels war das Tier geschickter. Gua musste auch Schuhe tragen und lernte, aufrecht zu gehen. Zunächst war dies für den Schimpansen ein wahrer Balanceakt, den er nur mit aufgerichteten Armen bewältigen konnte. Später lief Gua sicher über Gehsteige und Wiesen, die Arme entspannt in die Seiten gestemmt. Allerdings verlernte das Tier durch das Tragen von Schuhen die den Affen eigene Fähigkeit, mit den Füßen zu greifen.

Unterdessen führte Kellogg ausführliche Experimente und Messungen durch, um die Fähigkeiten des Kindes und des Affen so objektiv wie möglich zu vergleichen. In vielerlei Hinsicht – vor allem im körperlichen Bereich – machte Gua viel schneller Fortschritte als Donald. Gua sprang und kletterte waghalsig durch die Gegend und wurde zum Vorbild für Donald, der zum Beispiel vom Affen das Klettern lernte. Kellogg stellte fest, dass Donald dank dem Affen anderen Menschenkindern seines Alters im Klettern weit voraus war.

Gua pflegte einen lebhaften Umgang mit den Gegenständen des Kellogg-Hauses. Sie warf die Sofakissen auf den Boden und sprang

auf sie. Dann patschte sie mit den Händen. Donald schaute zunächst zu. Dann machte er es ihr nach. In vieler Hinsicht begriff Gua die Welt schneller als Donald. Kellogg befestigte einen Keks an einer Schnur, die von der Wohnzimmerdecke hing. Gua rückte einen Stuhl unter den baumelnden Keks, um hinaufzuklettern und den Preis zu schnappen. Donald

Mit achtzehn Monaten begann Donald, seine Schuhe zu benagen.

kam von allein nicht auf die Idee. Auch andere räumliche Aufgaben löste Gua im Vergleich zu Donald müheloser. Nur in einem Bereich war Donald unschlagbar: im Nachahmen. Nein, nicht der Affe ist der Meister im «Nachäffen», sondern der Mensch.

Mit vierzehn Monaten lernte der nachäffende Donald von Gua eine Art Bellen, um Hunger kundzutun. Immer häufiger krabbelte er auf allen vieren durch die Gegend, machte Gebrauch von seinem Mund, um Gegenstände



Weg zum Tarzan: Donald Kellogg mit Schimpanse Gua und Hund Pep.

zu tragen, und leckte Essensreste vom Boden. Mit achtzehn Monaten begann Donald, seine Schuhe zu benagen. Der Mensch war dabei, peu à peu zu vertieren. Allmählich setzte die Sprachentwicklung bei ihm aus. Mit neunzehn Monaten konnte er gerade mal sechs Worte sagen. Normal für dieses Alter sind etwa fünfzig. Dafür verfügte er allerdings über eine Reihe von Grunz-, Schrei- und Bell-Lauten, die er von Gua übernommen hatte. Dem Wissenschaftler Kellogg war nicht entgangen, was für eine Rolle die Nachahmungsfähigkeit im Überleben von wilden Kindern spielte.

Geschichte ohne Happy End

Nach neun Monaten brach Kellogg sein kühnes Experiment ab. Er teilt dem Leser keinen ausschlaggebenden Grund für diese Entscheidung mit. Man kann sich aber vorstellen, dass er sich Sorgen um seinen Sohn machte, der auf dem besten Weg war, Tarzan zu werden. Immerhin versicherte Kellogg, dass Gua schonend auf die Rückkehr zu ihren Artgenossen – unter anderem ihrer leiblichen Mutter – vorbereitet wurde.

Aus dem Experiment geht hervor, dass, anders als der Psychologe es erwartete, nicht das Tier zum Menschen, sondern der Mensch zum Tier wurde. Fakt ist, das lebensfrohe Äffchen Gua hätte auch nach zwanzig Jahren bei den Kelloggs keinen Bericht für eine Akademie vortragen können. Was Donald betrifft: Sicherlich wäre er mit der Zeit zunehmend in die Gesellschaft von anderen Menschenkindern gekommen, was seiner Verwandlung in einen Affen Einhalt geboten hätte. Immerhin hat man dank diesem Experiment einen konkreten Hinweis darauf, dass die Vorstellung von einem Wolfskind vielleicht doch nicht so abwegig ist.

Die Psychologin Judith Harris berichtete verschmitzt, dass Donald Kellogg später sehr wohl die Menschensprache beherrschen lernte und dass er schliesslich zum Doktor der Medizin an der Harvard Medical School promovierte. Die Geschichte geht dennoch ohne Happy End aus. Von Jeff Kellogg, Sohn von Donald, erfuhr ich 2005, dass Donald Kellogg, ein erfolgreicher Psychiater, jahrelang an einer schweren Depression litt und sich im Januar 1973 das Leben nahm. Sohn Jeff führte den Selbstmord seines Vaters auf die Kälte des experimentierfreudigen Grossvaters Winthrop Kellogg zurück. Auch das Schicksal des Schimpansenmädchens Gua ist bekannt: Der Affe kehrte nach Abbruch des Experiments ins Gehege zurück und verendete nach wenigen Monaten.

P. J. Blumenthal ist ein amerikanischer Altphilologe, Schriftsteller und Übersetzer, der seit Jahrzehnten in München lebt. Er hat vielfach über sogenannte Wolfskinder publiziert und ist Autor des Standardwerks «Kaspar Hausers Geschwister. Auf der Suche nach dem wilden Menschen» (Franz Steiner Verlag, 2018).

Der Wähler, das unberechenbare Wesen

Ursula von der Leyen soll als EU-Chefin weitermachen. Deutsche Politiker würden das gerne ohne Volk regeln.

Wolfgang Koydl

Zu ihrem Amt kam die siebenfache Mutter wie die Jungfrau zum Kind. Bei der Wahl zum Europaparlament 2019 stand die heutige EU-Kommissions-Chefin Ursula von der Leyen auf keinem Stimmzettel. Die Deutsche wurde von Frankreichs Präsident Emmanuel Macron als Kompromiss aus dem Hut gezaubert, weil sich die Mitgliedsstaaten auf keinen der vorgesehenen Bewerber einigten.

Nächstes Jahr wird wieder gewählt, und zumindest ihre eigene Parteienfamilie der Europäischen Volkspartei (EVP) möchte von der Leyen für eine weitere Amtsperiode behalten. Doch dabei gibt es plötzlich ein Problem – die Wähler. Diesmal zumindest sollten sie ein Wort mitreden dürfen, wer das zunehmend allmächtige und kaum parlamentarisch kontrollierte Spitzenamt der EU besetzt. Die EU-Chefin müsste folglich in ihrem Heimatwahlkreis im deutschen Bundesland Niedersachsen für die Europawahl antreten.

Peking, Pjöngjang, Brüssel

Dumm nur, dass Wähler unberechenbar sind. Von der Leyen könnte gar, *horribile dictu*, verlieren. Nicht zu reden von anderen Zumutungen wie öffentlichen Wahlkampfdebatten oder politischen Angriffen auf ihre unantastbare Person. Undenkbar für eine Frau, die mit der Unfehlbarkeitsattitüde eines frühmittelalterlichen Papstes auftritt.

Solche Überlegungen machten die Runde auf einer informellen Tagung der deutschen CDU/CSU in München, über die das Medienportal *Politico* berichtete. Obwohl von der Leyens Partei eine Niederlage an der Urne weitgehend ausschloss, wollten sie einige dann doch lieber aus den schmutzigen Niederungen einer Wahlkampagne heraushalten.

David McAllister, einflussreicher EU-Parlamentarier, beschwor zwar ein «wirklich demokratisches Verfahren», schränkte aber gleich ein: «Es ist keine *Conditio sine qua non*, dass von der Leyen sich zur Wahl stellt.» McAllisters erstaunliche Begründung: «Sie ist schon Kommissionspräsidentin.» Man könne es also «so oder so» sehen, ob eine Wahl zwingend not-



Attitüde eines frühmittelalterlichen Papstes: Präsidentin von der Leyen.

wendig sei. Kann man. Die Methode «Amtsinhaber bleibt im Amt» hat sich ja auch in China oder Nordkorea als erfolgreich erweisen. Nur dass Amtsinhaber in Peking und Pjöngjang wenigstens nominell gewählt werden.

Dass sich ausgerechnet McAllister so weit aus dem Fenster lehnt, mag wohl auch seiner persönlichen Vita geschuldet sein. Er kommt aus Niedersachsen, war dort mal Ministerpräsident und führt normalerweise bei Europawahlen die Landesliste an. Von diesem Platz würde er jedoch von der EU-Kommissions-Präsidentin gewiss verdrängt werden. Aber wir wollen ihm nichts Böses unterstellen.

Pikant ist eine andere Frage: Der Präsident der EU-Kommission sollte nicht nur von seiner Partei, sondern auch von der Regierung des Heimatstaates unterstützt werden. Doch in Berlin regiert nicht die CDU, sondern der Sozialdemokrat Olaf Scholz mit Grünen und Liberalen. Dennoch ist er einer zweiten Amtszeit von der Leyens nicht abgeneigt. Eine Landsfrau auf diesem Posten kann nie schaden.

Obendrein könnte er so den ungeliebten Grünen ein Schnippchen schlagen. Die hatten ihrem lautstarken Spitzenmann Anton Hofreiter ein Ministeramt verweigert und ihn stattdessen mit der Aussicht auf den ungleich mächtigeren – und besser bezahlten – Posten eines EU-Kommissars vertröstet. Doch wenn von der Leyen Präsidentin bleibt, gibt es keinen Platz für einen zweiten Deutschen.

Moralisch aufrichten

Nr. 17 – «Moskau im Frühling»
Reportage von Roger Köppel

Als erfahrener Augenarzt und langjähriger Leser der *Weltwoche* muss ich mich fragen, ob Ihre Brille noch stimmt. Erstens haben Sie vermutlich ein falsches Flugzeug bestiegen (eines nach Moskau) und treffen dort zudem die falschen Leute (nämlich ziemlich üble Propagandahetzer). Lassen Sie bitte unbedingt die Korrektur überprüfen. *Dieter Lehmann, Thun*

Wenn die Russen, als die wahren Europäer, heute nach Westen blicken, sehen sie einen lächerlichen Haufen machtbesessener, gefährlich dummer Menschen, die sich am kleptokratischen Konstrukt «Ukraine» moralisch aufrichten. *Peter Meier, Volketswil*

Rote Linie

Nr. 17 – «Er vergleicht sich nicht umsonst mit Peter dem Grossen» – Pierre Heumann im Gespräch mit Paul Poast

Um die Schuld am Ukraine-Konflikt einseitig der russischen Seite zuzuweisen, wird häufig das Argument vorgebracht, Präsident Putin wolle das russische Imperium wieder aufstehen lassen. Dieses Argument ist nicht stichhaltig. Wenn dem so wäre, dann hätte sich Putin nach Amtsantritt 1999 oder spätestens 2014 die Ukraine einverleibt und nicht noch 2015 die Minsker Verhandlungen geführt. *Andreas Flörshheimer, Dornach*

Die Darstellung einer passiven Haltung der Nato im Rahmen der Osterweiterung entspricht nicht den Tatsachen. Man erinnere sich an den Angriffskrieg gegen Jugoslawien oder an den von

den USA unterstützten Regimewechsel (Maidan) in der Ukraine, für welchen die USA fünf Milliarden Dollar investierten. Putin hatte die Nato-Osterweiterung zähneknirschend akzeptiert, machte aber auch immer deutlich, dass mit der Aufnahme des Nachbarstaates Ukraine eine rote Linie überschritten würde. Der Vergleich mit Peter dem Grossen ist lächerlich. Die Beurteilung von John Mearsheimer ist zutreffend. *Hans Georg Braunschweiler, Rüslikon*

Gefährlichste Frau

Nr. 17 – «Die Vorwürfe sind absurd»
Roger Köppel im Gespräch mit Marija Lwowa-Belowa

Marija Lwowa-Belowa, die Kinderbeauftragte der Russischen Föderation, ist nicht nur nach der Beurteilung der meisten Zeitungen die gefährlichste Frau der Welt! Die Verkörperung von «Mütterchen Russland» gibt ihr das Recht, Deportationen von Kindern aus besetzten Gebieten der Ukraine vorzunehmen. Dies ganz im Sinne von Verbrecher Putin. *Robert Iten, Dietikon*

Sauberer Rhein

Nr. 16 – «Klimapolitik gefährdet die Schweiz»
Editorial von Roger Köppel

Seit Jahren habe ich mal wieder die *Weltwoche* gekauft. Eine reine Freude! Da wird so richtig schön vom Leder gezogen. Allein die Überschriften. Das traut sich keine deutsche Zeitung. Und dann gleich auf Seite 3: «Klimapolitik gefährdet die Schweiz». Doch so einfach funktioniert die Marktwirtschaft schon lange nicht mehr. Innovationen und Technologien werden nur dann entwickelt, wenn sie vom Staat unterstützt werden, und erst zur Marktreife gebracht, wenn es klar ist, dass sie gekauft

werden. Wenn es staatlich mitfinanziert wird, wird es auch den Leuten in armen Ländern angeboten beziehungsweise übergestülpt, ohne vorher zu schauen, was da an Technologien schon vorhanden ist. Mit den übergreifenden staatlichen Regelungen, nicht nur im Umweltbereich, bin ich auch nicht einverstanden. Aber ohne die vielen Regelungen wäre der Rhein von Basel abwärts nicht so sauber wie heute. *Mathias Bethäuser, Heidelberg (D)*

Hansli klein

Nr. 17 – «Alles halb so wild»
Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Es ist doch nicht der kleine Hansli, der alle Chefredaktoren zu Sexmonstern macht. Es sind die Medien selbst, die aus jeder Mücke einen Elefanten machen müssen. Der kleine Hansli wüsste nicht einmal von dem grapschenden Redaktor, würde ihm die Presse nicht davon erzählen. *Ursus Uttinger, Schwarzenburg*

Wohltuende Stimmen

Weltwoche allgemein

Herzlichen Dank für die vielen Berichte und Interviews, die die Hintergründe so gut ausleuchten. Aktuell natürlich auch über den Ukraine-Krieg. Berichte von Marc Faber, Seymour Hersh, Henry Kissinger, Guy Mettan oder in der letzten Ausgabe von Pierre de Gaulle. Es tut gut, diese Stimmen zu hören. Die Frage von Milosz Matuschek, «Wieso bezahlen Sie für Lügen, Werbung und Propaganda?», ist berechtigter denn je! *Lorenz Kunz, Esslingen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Philippe Sollers (1936–2023) Isabel Pedro (1934–2023)



Erst zur jüngsten Avantgarde ging er auf Distanz: Meisterdenker Sollers.

In Frankreich sind es natürlich wir» – Es war Philippe Sollers' Antwort auf die Frage nach den zeitgenössischen Avantgarden in Europa. Er hat die politischen Denkschulen mitgemacht: vom Stalinismus und Marxismus bis zum Maoismus und Mitterrandismus. Begonnen aber hatte die Karriere des 1936 geborenen Schriftstellers in der kultivierten katholischen Bourgeoisie in Bordeaux. Sein Erstling «Une curieuse solitude» (1958) ist der klassisch gestrickte Bildungsroman eines frühreifen Genies.

Die Kurve zu den Avantgarden nahm Sollers mit dem Beitritt zum Kollektiv Tel Quel. Aber noch im Mai 68 war er orthodoxer Kommunist. Später huldigte er der in China aufgehenden maoistischen Sonne. Mit der Machtübernahme der Sozialisten und François Mitterrand als Präsidenten wurde endgültig klar, dass die Versprechungen der Revolution unerfüllt bleiben würden. Der Schriftsteller Sollers wechselte zum Klassikerverlag Gallimard und schrieb seinen besten Roman: «Femmes». Er wurde zu seinem spektakulärsten Bestseller. Es ist die ironische Autobiografie eines eitlen Pariser Intellektuellen und der Schlüsselroman einer Epoche, deren Schicksal sich «im Bett entscheidet»: Die «Gehirnwäsche der Libido» hatte die Ideologien abgelöst.

Die Avantgarden mussten neu gedacht und definiert werden. Auch dies meisterte Sollers mit genialer Kreativität. Er hatte ihre poli-

tischen Irrtümer mit seiner bewundernswürdigen Wandlungsfähigkeit erstaunlich schadlos überstanden. Fortan deutete er das ideologische Stosstruppunternehmen als gesellschaftliches Symptom. Aufgabe der Avantgarde könne es sein, die Blindheit einer Epoche zu verkörpern.

Als Schriftsteller, Literaturtheoretiker, Vor- und Meisterdenker, Kolumnist von *Le Monde* und Verleger blieb Philippe Sollers bis weit ins 21. Jahrtausend hinein der fehlbare Literaturpapst der Franzosen. Erst zur jüngsten Avantgarde ging er auf Distanz: Der Kampf gegen die Cancel-Culture und den triumphierenden Moralismus war sein vorletzter. Den Rücktritt des deutschen Papsts Benedikt, der ihn zu einer Audienz empfangen hatte, verklärte er zur Einsicht, dass es nach den Avantgarden und dem Kommunismus auch mit der Kirche zu Ende geht. Sollers verurteilte ihren Umgang mit der Homosexualität und ihre Komplizenschaft mit der Pädophilie. Die «avantgardistischen» Kreise, die sich für die Priesterehe starkmachen, empfand er als «die reaktionärsten überhaupt». Benedikts Abschied von der Macht und dessen Tod erleichterten ihm das eigene Sterben. In seinem letzten Buch, «Gaal», beklagte er die Zerstörung der Metaphysik. In «Légende» (2021) hatte er bekannt, dass er für sein Grab bereits eine Skulptur herstellen liess: «Die Rose der Vernunft für das Kreuz der Gegenwart» heisst sie. *Jürg Altwegg*

Sie wolle archäologische Studien durchführen, sagte Isabel Pedro dem ägyptischen Konsul in Paris vor sechzig Jahren und präsentierte ihm ihren uruguayischen Pass. Doch ihre Reise hatte einen anderen Grund: Sie war vom Mossad beauftragt worden, Ägypten auszuspionieren. Bei Reisen durchs Land sollte sie nicht nur militärisch relevante Beobachtungen aufzeichnen und nach Tel Aviv kommunizieren, sondern auch die Elite am Nil über deren Pläne aushorchen.

Zu Beginn der 1960er Jahre war der Einsatz am Nil ein gefährliches Unterfangen. Jüdische Spione, die 1955 in Kairo entlarvt worden waren, sassens immer noch in ägyptischen Gefängnissen. Aber Pedro liess sich nicht einschüchtern. Sie packte ihr Kurzwellenradio ein, um mit ihren Auftraggebern kommunizieren zu können, und ihr Morsegerät versteckte sie in einem Holzkoffer mit doppeltem Boden.

Es gab viel zu rapportieren. Auf ihren «archäologischen» Reisen durch das Nilland fiel ihr zum Beispiel auf, dass die ägyptische Armee Waffen in den Sudan verschob. Als sie einmal mit dem Zug an einem grossen Flugplatz mit Dutzenden von sowjetischen Flugzeugen vorbeifuhr, zählte sie die Maschinen und merkte sich den Namen des Flughafens. Ihr grösster Coup gelang ihr aber im Zusammenhang mit dem Assuan-Staudamm. «Ich habe den Plan für den Bau des Staudamms bekommen, bevor er in den 1960er Jahren gebaut wurde», sagte sie später. Nach ihrem Spionageinsatz verlief ihr Leben wieder in ruhigen Bahnen. Nicht auszuschliessen allerdings, dass die Top-Spionin einige Geheimnisse mit ins Grab genommen hat, als sie im April starb.

Pierre Heumann



Top-Spionin am Nil: Isabel Pedro

Lebensgefährliche Medikamentenpreise

Was steckt hinter dem verschärften Arzneimittelmangel in der Schweiz?



Lieferengpässe sind seit Corona mit Störungen des Welthandels und der Produktion zum Alltagswort geworden. Fehlende Waren und Preissteigerungen hinterliessen vor allem in der Industrie Spuren. Zahlreiche Firmen haben mittlerweile viele Löcher gestopft, neue Beziehungen geknüpft, sie passen sich neuen Verhältnissen an, zum Teil enorm schnell.

Da ist es umso erstaunlicher, dass sich in einem lebenswichtigen Markt die Mangel-situationen noch laufend verschärfen: Die Versorgung mit wichtigen Medikamenten scheint in der Schweiz, dem Land, dessen grösste Exporteure die Pharmafirmen sind, gefährdet zu sein. Was ist mit diesem Markt los?

Das Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung warnt vor Lieferunterbrüchen und Versorgungsengpässen bei lebenswichtigen Human-Arzneimitteln, also Mitteln, die «nicht oder nur eingeschränkt ersetzbar sind und deren Fehlen über längere Zeit gravierende gesundheitliche Folgen hätte». Das Amt listet 130 Produkte auf, dreimal so viele wie 2022.

Das Internetportal Drugshortage.ch weist ebenfalls auf eine Beeinträchtigung der Versorgungslage hin, die sich jüngst erheblich verschärfte. Gesammelt und aufbereitet werden diese Daten von Enea Martinelli, Spitalapotheker der Spitäler Interlaken, Meiringen und Frutigen, der das Portal auf eigene Initiative hin aufbaute und betreibt.

Über 900 «nicht lieferbare Packungen» verschreibungspflichtiger Medikamente wurden jüngst aufgeführt, rund 350 Wirkstoffe waren betroffen. Auch diese Zahlen liegen etwa doppelt so hoch wie Anfang 2022.

Laut Martinelli sind diverse Präparate betroffen, die relativ geringe Preise aufweisen, meist keinen Patentschutz mehr haben, als Generika im Handel sind und in sehr grosser Zahl Anwendung finden: etwa Antibiotika, Herzmedikamente, Mittel bei chronischen Krankheiten wie Parkinson. Bisher hätten sich die Apotheken, Spitäler und Ärzte in der Schweiz mit gegenseitigem Aushelfen durch die Engpässe manövriert, auf lange Frist, so Martinelli, funktioniere das jedoch nicht.

Aus ökonomischer Sicht muss man sich fragen: Warum reagiert der Markt denn nicht, wenn so viele wichtige Produkte fehlen?

Grob gesagt: Es sieht danach aus, dass es zu wenig Spielraum gibt und die Verantwortlichkeiten zu wenig klar sind. Grundsätzlich sind in der Schweiz die Kantone für die Gesundheitsbelange zuständig, einen Versorgungsauftrag gibt es jedoch nicht, ausser in engem Rahmen beim Bundesamt für Landesversorgung. Zudem wurde die Regulierung der Arzneimittel auf Bundesebene eingerichtet. Swissmedic ist für die Zulassungen zuständig, das Bundesamt für Gesundheit (BAG) reguliert die Preise, an seiner Seite zudem der Preisüberwacher.

Mit seiner Gesundheitspolitik hat das BAG immer wieder Medikamentenpreise reduziert, um Kosten zu senken – tiefe Preise, gute Preise.

Bis auf ein Niveau, das offenbar Anbieter aus dem Markt trieb. Ausländische Arzneimittel-firmen zogen sich zum Teil aus der Schweiz zurück, weil sich da die Präsenz nicht mehr lohnt.

Das BAG hat diesen Zusammenhang kürzlich selber eingestanden, als es ankündigte, es wolle die Arzneimittelversorgung stärken.

Neben anderen Massnahmen hiess es: «Zur Sicherstellung der Versorgung wird zudem im Rahmen der regelmässigen Überprüfung der Arzneimittelpreise bei lebenswichtigen und günstigen Produkten ausnahmsweise und in begründeten Fällen auf eine Preissenkung verzichtet. Denn neben weiteren Faktoren, die zu Versorgungsstörungen führen können (z. B. die Grösse des Schweizer Marktes), können auch Preissenkungen dazu führen, dass lebenswichtige Arzneimittel wie z. B. Antibiotika wegen fehlender Rentabilität vom Schweizer Markt genommen werden.»

Jetzt soll also der Markt reagieren können.

Landschaft schönreden

Mit Blick auf das Klimagesetz, das am 18. Juni zur Abstimmung gelangt, wirbt das Pro-Lager mit verheissungsvollen Folgen für den Tourismus. «Der Schweizer Tourismus ist stark vom Klimawandel betroffen, da er zu einem grossen Teil von intakter Natur, Umwelt und Landschaft lebt», darum sage eine breite Tourismusallianz ja zum neuen Gesetz, heisst es in der Propaganda.

Wenn das Gesetz angenommen wird, erhält die Förderung sogenannter erneuerbarer Energieformen wie Solar- und Windkraft langfristig mehr Schub und Subventionen. Das bedeutet reges Bauen von Fotovoltaik- und Windradanlagen, wo immer dies durchsetzbar ist, vor allem auch in den Bergen. Es wird viel Arbeit für die Tourismus-Branche bedeuten, wenn sie die mit Propellern und Spiegelflächen überstellten Bergrücken den Gästen als intakte Natur, Umwelt und Landschaft verkaufen will.

PARADIESE

Progr Bern



Glaubt man den Gerüchten, dann ist der Progr auratisiert.

Der Progr ist ein
denkmalgeschütztes
Sandsteingebäude,
Baujahr 1885,
von betörender
Ausstrahlungskraft.

Seite 56

Irgendwo steht eine
Tür einen Spaltbreit
offen, Room 312, ein
hochgewachsener Maler
steht dort bewegungslos
vor seinem Gemälde.

Seite 57

Soll niemand mehr
behaupten, dass die
Schweiz nicht das beste
Land der Welt ist – ein
Land der unbegrenzten
Möglichkeiten!

Seite 58

Wunder von Bern

Kennen Sie die Kultfilme «Einer flog übers Kuckucknest» und «The Shining»? Der Progr ist eine Mischung aus beidem. Wo einst Albert Einstein an Formeln tüfelte, inszenieren heute Lebenskünstler eine flirrende Zauberwelt mitten in der Stadt.

Tom Kummer

Halluzinieren! Kennen Sie diesen Zustand? Eine Kamera bedient Sie plötzlich mit Bildern im Kopf und erzeugt dabei Parallelwelten jenseits des banalen Alltags. Ist Ihnen noch nie passiert? Dann kommen Sie nach Bern! Hier, an einem magischen Ort namens Progr, von dem ich Ihnen gleich erzählen werde, beginnt die Transformation schon beim Haupteingang. In meinem Rücken befinden sich der Meret-Oppenheimer-Brunnen auf dem Waisenhausplatz und eine Polizeiwache – vielleicht die letzten Verbindungen zur Wirklichkeit, keine 500 Meter von Bundeshaus und den Schaltstellen unserer Regierung entfernt. Ich betrete diesen geheimnisvollen Ort von der Ostseite. Es ist ein denkmalgeschütztes Sandsteingebäude, Baujahr 1885, von riesigem Volumen und betörender Ausstrahlungskraft, dessen Name von seiner ehemaligen Funktion als Progymnasium abgeleitet ist.

Glaubt man den Gerüchten, dann ist der Progr auratisiert. Er soll also eine im naturwissenschaftlichen Sinne nicht objektivierbare, oft jedoch intensiv empfundene physisch-materielle Ausstrahlung besitzen. Woran das liegt? Am 27. November 1885 habe sich ein Sternschnuppenregen über Bern ereignet – was belegt ist –, wobei ein Stück Sternstaub, ein Mikrometeorit, in den Progr eingedrungen sei. Vielleicht ist das der Grund.

«Be Nice to People!»

Aber da ist noch mehr: In diesem Gebäude hat der Maler Paul Klee die Schulbank gedrückt. Ein hochbegabtes Kind namens Maria Waser durfte hier 1894 als erstes Berner Mädchen das Gymnasium besuchen. Zehn Jahre später hirnte ein noch unbekannter Albert Einstein in einem der Studierzimmer an der Relativitätstheorie und

Bern

entwarf vielleicht schon die berühmteste Formel der Welt: $E=mc^2$.

Heute ist der Progr ein «lebendiger Kunstorganismus», ein Labyrinth aus insgesamt 101 Schulzimmern, Kellerräumen und Toiletten, die zu Ateliers, Ausstellungsräumen, Konzertsälen, Bars und Büros umgestaltet wurden, darunter das «Lehrerzimmer», die «Aula», die «Turnhalle», elf Toilettenanlagen, zwei Wohnungen, vier Treppenhäuser, acht Eingänge, ein Dachboden mit vielen Nebenräumen und Nischen, ein Taubenschlag, eine Dachkammer mit Fledermäusen, eine Uhrenstube.

Ganz vorsichtig trete ich ein. Hinter mir schliesst sich die Tür. Ich will herausfinden, was an diesem magischen Ort vor sich geht, und verwandle mich in Peeping Tom. Wichtig jetzt: Bloss nicht die Nerven verlieren! Einfach entspannen, Reise geniessen.

Auf akustischer Ebene empfangen ich zwei verschiedene Frequenzen gleichzeitig – eine in jedem Ohr – und werde dadurch mit immer ab-

Ich will herausfinden, was an dem magischen Ort vor sich geht, und verwandle mich in Peeping Tom.

gefahreneren Gehirnaktivitäten induziert. Im rechten Ohr ertönt die Stimme des Kunstmessias Joseph Beuys, der eine monumentale Behauptung in Endlosschleife aufstellt:

Jeder Mensch ist ein Künstler!

Jeder Mensch ist ein Künstler!

Jeder Mensch ist ein Künstler!

Dazwischen höre ich Schulkinder lachen. Kinderschreie. Lehrerstimmen. Die Stimmen kommen eindeutig aus den Wänden, Decken, Böden. Ambient-Künstler nennen den Effekt «binaurale Ambiance».



Also musste Widerstand her:

Ich studiere einen Gebäudewegweiser mit Namen und Nummern. In 71 Ateliers sollen hier 200 Menschen «künstlerisch» arbeiten. Eine alte Schulhaustreppe führt mich ins Obergeschoss, eine Leuchtschrift über dem Aufgang signalisiert: «Be Nice to People!» Was beruhigend wirkt, schliesslich werden Künstler im Berner Stadtrat mitunter auch mal als «Tagediebe» oder «Taugenichtse» bezeichnet – oder mit Zitaten aus dem Volksmund gesegnet: «Nur ein toter Künstler ist ein guter Künstler.»

Ich erreiche den ersten Stock. Endlose Flure. Ateliers. Nummerierte Türen. Überall Hinweise auf Kunstproduktionen, verpackte, abholbereite Gemälde stehen herum, psychedelische Folk-rock-Klänge hallen wunderschön aus einem Übungsraum im Kellergeschoss.

Irgendwo steht eine Tür einen Spaltbreit offen, Room 312, ein hochgewachsener Maler steht dort bewegungslos vor seinem Gemälde, starrt dabei immer wieder grinsend auf seine



Waisenhausplatz mit Meret-Oppenheim-Brunnen, Bern.

blutenden Fingerspitzen, die er offenbar zum Malen benutzt hat. Für kurze Augenblicke strahlen die Flure und nummerierten Ateliertüren den deprimierenden Muff einer geschlossenen Anstalt aus.

Ich sehe in der dritten Etage einen Künstler in einem Morgenrock verloren aus seinem angemieteten Atelier stolpern, er grinst mich an und läuft dann kommentarlos an mir vorbei. Der junge Mann erinnert ein wenig an Jack Nicholson im Film «Einer flog übers Kuckucksnest», gedreht 1975 in einem ebenfalls renovationsbedürftigen Flügel des Oregon State Hospital.

Um Bodenhaftung zurückzugewinnen, blicke ich kurz aus dem Fenster auf einen riesigen Hof. Dort unten soll noch bis vor ein paar Jahren eine Mauer gestanden haben, die auf dem alten Pausenplatz die Knaben von den Mädchen trennte. Die Mauer wurde abgerissen, ein Pestalozzi-Denkmal im Westeingang ebenfalls vorsorglich zum Verschwinden gebracht –

alles im Geiste der Awareness-Kultur. Schliesslich wird dieser Hof bei lauen Nächten von bis zu 2000 Menschen bevölkert, konsumierende Party-People und Kulturfans, die im Progr coole Unterhaltung und politisch korrekte Leitkultur erwarten.

Hier habe sich eine «der attraktivsten Geldmaschinen der Ausgehkultur von Bern» entwickelt, behauptet später eine Kennerin des lokalen Gastronomiegewerbes. Geldmaschinen? In Bern? Kann nicht sein, muss eine Halluzination sein, denn im grün-alternativen Bern steht Geldverdienen grundsätzlich unter Generalverdacht, niemand will sich daran die Finger verbrennen. Gewinne fliessen hier zurück in Kunst- und Veranstaltungsprojekte. Jedenfalls sei das der Plan für die nächsten Jahre, bestätigen die Progr-Verantwortlichen.

Ich sehe eine junge Frau auf einem Tretauto durch einen endlos wirkenden Flur im Ostflügel gleiten. Erinnert an Danny, den Jungen

im Stanley-Kubrick-Film «The Shining», einem der legendärsten Horrorfilme der Geschichte. Plötzlich hält die Frau ihr Tretauto an, drückt den Türgriff zu Atelierraum 355. Die Tür ist verschlossen. Dahinter soll sich jener Videokünstler aufhalten, dem die entscheidende Idee gekommen sei, diese Traumimmobilie in den Besitz einer Handvoll Künstler und Kunstfreunde zu transferieren. Seit achtzehn Jahren arbeitet der abgezockte «Robin Hood des Progr» in Atelier 355, blicke dazu ständig aus dem Fenster in Richtung Osten, denn um wirklich kreativ zu sein, behauptete ja schon Joseph Beuys, müsse man sich nur die Zeit nehmen und die Welt angucken.

Jahre der Zwischennutzung

Der Deal, der dieses Gebäude auf wundersame Weise in den Besitz einer Handvoll Künstler – und befreundeter Lobbyisten – brachte, ähnelt einer Halluzination. Als 2008, nach Jahren der Zwischennutzung, von der Berner Stadtregierung angekündigt wurde, dass das denkmalgeschützte Progymnasium an einen Investor verkauft und zum Gesundheitszentrum umfunktioniert werden solle, schien für viele Berner Kulturschaffende – vor allem jene Leute,

Psychedelische Folkrock-Klänge hallen wunderschön aus einem Übungsraum im Kellergeschoss.

die von diesem Haus profitierten und es dabei wohl auch ins Herz geschlossen hatten – eine Welt unterzugehen.

Also musste Widerstand her. Sollte man den Progr besetzen? Oder galt es, Geld zu sammeln und den zahlungskräftigen Investor – eine milliardenschwere Zürcher Firma namens Allreal – mit einem eigenen Angebot zu überbieten? Schliesslich ging es um einen lächerlich kleinen Kaufpreis von 2,4 Millionen Franken, den die Stadt Bern für dieses Riesenareal an bester Lage forderte. Eine Halluzination?

Anders als zu Zeiten von Joseph Beuys, als die meisten Kunstschaftenden von der Gesellschaft entfremdet waren, unter prekären Umständen arbeiteten, sozial und ökonomisch benachteiligt, wird im «Zeitalter Progr» längst ein gegenläufiger Trend sichtbar: Man schmückt sich mit Künstlern. Die Nähe zur Kunst ist chic, gerade Politikern verleiht sie einen liberalen Touch. Kulturpolitik zu betreiben und Künstler zu fördern, kommt gut an. Der Progr ist das Resultat dieses Trends.

Die Freude war riesig, als sich am 17. Mai 2009 die Berner Stimmbevölkerung mit 66 Prozent Ja-Stimmen zugunsten der Erhaltung des Progr-Zentrums für Kulturproduktionen aussprach – nach einer mitreissenden Kampagne der Künstler im Vorfeld des Abstimmungs-sonntags. Das Resultat wurde als Sieg für eine



Sakrale Aura, Sternenregen.

lebendige Kulturlandschaft im Zentrum Berns gefeiert. Eine kleine Gruppe Kunstschaffende hatte es geschafft, angeführt vom Mieter des Ateliers 355, der beim *dealmaking* eine für Berner Kulturschaffende eher unübliche Abgezocktheit beim Kaufangebot gegenüber der Stadt hervorzauberte – knallhartes Pokerface – und sich dabei auch noch die Unterstützung eines der grössten Schweizer Philanthropen sicherte.

Ging alles mit rechten Dingen zu?

Das Kapital für den Kauf der Traumimmobilie und die anstehenden Renovationskosten von damals geschätzten acht Millionen Franken stammte von einer Schenkung des Milliardärs Hansjörg Wyss sowie von rund hundert Kleindarlehengebern. Das gewaltige Schulhausareal an einem der attraktivsten Standorte in Bern ging also für 2,4 Millionen Franken in den Besitz der «Stiftung Progr» über – keine Halluzination –, die sich vorgenommen hatte, so was wie eine Art «Brave New World» zu kreieren, eine der

aufregendsten kulturellen Wohlfühloasen der Schweiz. Ein Vorzeigeprojekt. Der Betrieb des Kulturzentrums wird nämlich ausschliesslich

Das Kapital für den Kauf der Traumimmobilie stammt vom Milliardär Hansjörg Wyss.

mit Mietzinseinnahmen finanziert und erhält keine öffentlichen Gelder. Die Stiftung Progr verzichte bewusst auf Fördergelder, um nicht in Konkurrenz zu stehen mit den Anträgen von Veranstaltern und Künstlern im Haus.

Dieser Jahrhundert-Deal löste natürlich nicht nur Begeisterung aus. Sondern bis heute auch Paranoia und Argwohn, besonders unter jenen Menschen, die von dieser schönen neuen Kunstwelt ausgeschlossen sind. Einige Enttäuschte drängen darum noch heute darauf, man solle präziser untersuchen, was sich damals im «Berliner Kultur- und Politikumpf» abgespielt habe,

ob alles mit rechten Dingen zugegangen sei – vielleicht auch um zukünftigen Generationen dieses Wunder von Bern einleuchtend zu erklären. Schliesslich geht es um ein Gebäude, von dem aus noch heute die sakrale Aura von Paul Klee, Albert Einstein und Maria Waser nachwirkt – und die eines Sternenregens.

Doch wieso sollte man etwas sinnlos Irdisches wie einen Immobilien-Deal nochmals durchleuchten wollen? Erfreuen wir uns doch einzig an den Halluzinationen, die die Kunst – und dieses magische Progr-Gebäude – auslösen können, jene Hirnfilme und binauralen Frequenzen, die mir jetzt abschliessend noch diese wunderbare Botschaft ins Ohr stecken, die ich so noch nie gewagt hätte aufzuschreiben: Soll niemand mehr behaupten, dass die Schweiz nicht das beste Land der Welt ist – ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten!

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Ein Schimpfwort
war <Idiot> nicht.
Schliesslich konnte
man ja nicht alles
wissen.»
*Kurt Steinmann,
Seite 62*

Leonardo da Vinci, Mona Lisa, 1503 – 1519 – Es ist von den vielleicht drei Bildern auf der Welt, deren Namen alle kennen, das rätselhafteste. Auch 500 Jahre später ist nicht mit Sicherheit bekannt, wer die abgebildete Lady ist, vor welcher Landschaft in Italien sie lächelt, ein wenig heilig, ein bisschen lasziv, und vor allem weshalb sie schaut, als ob sie alles, wirklich alles sehen würde und nichts, keine Schuld und keine Sühne, ihrem Blick entginge.

Wahrscheinlich wäre das Bild ohne seine Geheimnisse und seine Geschichte nie zuoberst auf dem Olymp der Malerei gelandet. Was sehen wir schon, wenn man so will, ausser eine Renaissance-Lady, die in die Welt blickt, als ob sie zu viel Johanniskraut intus hätte? Man fand das Bild im Nachlass von Leonardo da Vinci (1452 – 1519), 250 Jahre später hing es im Schlafzimmer von Napoleon, von dort kam es in den Louvre in Paris, wo es immer noch hängt, aber nicht immer hing.

1911 wurde es gestohlen, die Polizei hatte den Dichter Apollinaire im Verdacht, weil sein Mitbewohner gestohlenen Gut aus dem Louvre verkaufte. Auch Picasso erwarb zwei Skulpturen und geriet ebenfalls in Verdacht, gab sie reumütig zurück und kam davon. Gestohlen hatte das Bild ein italienischer Museumswärter, der es «nach Hause» bringen wollte. Bei sich zu Hause mauerte er es zwei Jahre lang ein, bei der Übergabe in Florenz, als er in einem Hotel auf seine Aufwandsentschädigung von 500 000 Lire wartete, wurde er festgenommen, unter grossen Protesten italienischer Nationalisten.

Vor ein paar Tagen soll ein Rätsel des Bildes nun gelöst worden sein; bei der Landschaft handle es sich um jene bei Laterina, vierzehn Kilometer nordwestlich von Arezzo, und die Brücke sei die inzwischen zerfallene Ponte Romito. Die dortige Bürgermeisterin ist seither im Zustand des Dauerlächelns. Wie auch immer, und das ist das Geheimnis der Mona Lisa – sie hat für die Welt nur ein Lächeln übrig.

Michael Bahnerth



Keine Schuld, keine Sühne.

Schmerzende Stelle, heilende Salbe

Christine Lavant haben viele als kreuzkatholisches Kräuterweiblein aus Kärnten unterschätzt. Aber sie hat nicht Heimatdichtung geschrieben, sondern Weltliteratur.

Michael Fleischhacker

Christine Lavant: Werke in vier Bänden. Wallstein. 2998 S., Fr. 137.–

Vor fünfzig Jahren sind zwei der grossen österreichischen Dichterinnen des 20. Jahrhunderts verstorben: Im Juni 1973 starb Christine Lavant, im Oktober Ingeborg Bachmann. Beide stammten sie aus dem südlichsten Bundesland Österreichs, aus Kärnten. Ingeborg Bachmann, geboren 1926 in Klagenfurt, Christine Thonhauser-Habernig, geboren 1915 bei St. Stefan im Lavanttal, dessen namensgebender Fluss ihr später als Pseudonym diente. Die Lavant starb, seit Jahren pflegebedürftig, an den Folgen eines akuten Herzinfarktes in Wolfsberg/Lavanttal. Die Bachmann starb, seit Jahren schwer tablettensüchtig, in ihrer Wohnung in Rom an den Folgen einer akuten Rauchgasvergiftung, nachdem sie wohl mit einer brennenden Zigarette weggedämmert war.

Die Bachmann ist auch ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod einer der ganz grossen Namen im deutschsprachigen Literaturbetrieb, die Lavant kennt ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod selbst in Österreich kaum ein Mensch. Die Bachmann war Teil des literarischen Jetsets ihrer Zeit, die Lavant hat Kärnten in ihrem Leben kaum verlassen. Die Bachmann gilt vor allem mit ihrem späten Prosawerk als frühe feminis-

tische Stimme in der deutschsprachigen Literatur, die Lavant, die über die Volksschule nicht hinauskam, galt und gilt vielen noch immer als kreuzkatholisches Kräuterweiblein mit einem so wilden Kärntner Akzent, dass es sogar ihr peinlich war, ihre Gedichte selbst vorzutragen.

Man würde, konnte man diese Daten nicht, denken, dass zwischen diesen beiden Grossen zumindest etliche Jahrzehnte liegen, vielleicht sogar ein Jahrhundert. Begegnet sind die beiden Frauen einander nicht ein einziges Mal.

Nach der Bachmann wurde bereits 1977 der noch heute wichtigste Literaturwettbewerb im deutschsprachigen Raum benannt, den Christine-Lavant-Preis gibt es immerhin seit 2015. Da hätte sie ihren 100. Geburtstag gefeiert, und das schien dann doch einigen, die begriffen, dass es sich bei dem, was Christine Lavant geschaffen hatte, nicht um südösterreichische Heimatdichtung handelt, sondern um «Weltliteratur aus dem Lavanttal», wie der Wiener Literaturkritiker Klaus Nüchtern sagt – Anlass genug, sich Dichterin und Werk noch einmal genauer anzusehen. Finanziert von dem aus Kärnten stammenden Wiener Unternehmer Hans Schmid und seiner Privatstiftung, erschien im Wallstein-Verlag eine Lavant-Werkausgabe in vier Bänden.

Etikett «Naturgenie»

Wer sich der Mühe unterzieht, sich dieses Werk anzueignen, wird dafür reich belohnt und auch überrascht. Die erste Überraschung besteht wohl in der Erkenntnis, dass Christine Lavant nicht nur die Lyrikerin war, als die man sie kennt, wenn man sie kennt, sondern auch, wenn man es quantitativ fassen will, vor allem Prosa-Autorin. Schon die zu Lebzeiten veröffentlichten Erzählungen nehmen mehr Raum ein als die zu Lebzeiten veröffentlichten Gedichte; bei den Werken aus dem Nachlass verändert sich das Verhältnis noch einmal zugunsten des Prosawerks. Wie alles im Schreiben der Lavant hatte das mit ihren unmittelbaren Lebensumständen zu tun. Denn was Christine Lavant an Literatur schuf, ist wesentlich abgeschrieben Leben, schreibend sich abgerungenes Leben, eine Literatur, die, wie sie selbst sagte, ausschliesslich

in der «Wahrhaftigkeit» des Erlebens gründet. Aber eben nicht dort endete, sondern mit einer handwerklichen Perfektion veredelt wurde, die für eine Autodidaktin erstaunlich ist. In dieser Hinsicht wäre das Etikett «Naturgenie», das man ihr bisweilen umgehängt hat, sogar passend. Gemeint war aber immer eine Art Naturwüchsigkeit in ihrem Schreiben, die es so weder in ihrer Prosa noch in ihren Gedichten gibt: Das sind keine Buchstaben-Rohdiamanten, sondern kunstvoll geschliffene Edelsteine, die nur nichts von ihrer urtümlichen Schönheit verloren haben.

Das Verfahren wird bereits in den ersten beiden Erzählungen, die in Buchform veröffentlicht wurden – «Das Kind» und «Das Krüglein» – klar: Die Literarisierung des Erlebten erfolgt nicht durch die Verfremdung von Personen oder Ereignissen, sondern durch die sprachliche Überformung des Erzählten, die man als Transzendierung verstehen muss, und zwar ohne jeden religiösen oder gar katholischen Kontext. Das religiöse Vokabular ist einfach Teil der natürlichen Umgebung: Vorhandenes wie der Fluss und die Vögel und der Mond. Inhaltlich geht es immer nur um das Geliebtwerden-Wollen, ein Angenommensein-Wollen als Reaktion auf die Erfahrung des Ausgestossenseins, die das kränkliche, als kaum überlebensfähig eingestufte und an Skrofulose leidende Kind, das von seiner Umgebung als «hässliche Krott» wahrgenommen wurde und in späteren Jahren als kettenrauchende, nachts in den Lavant-Auen spazierende «Irre» galt, gemacht hatte.

Aufgrund der körperlichen Einschränkungen konnte das neunte und jüngste Kind der Bergarbeiterfamilie weder Schule noch irgendeine Ausbildung abschliessen und lebte bis zu deren Tod bei den Eltern. Das schreiberische Talent der Christl Thonhauser zeigte sich früh, als Achtzehnjährige veröffentlichte sie einige Gedichte in der Regionalzeitung, wirklich zu schreiben begann sie allerdings erst nach Kriegsende, angestossen nicht zuletzt durch die Lektüre Rilkes, die sie erst als Dreissigjährige begann. Mit zwanzig begab sie sich aufgrund schwerster Depressionen auf eigenen Wunsch in die Nervenheilanstalt Klagenfurt,





Literarisierung des Erlebten: Autorin Lavant.

den Aufenthalt verarbeitete sie in der erst nach ihrem Tod veröffentlichten Erzählung «Aufzeichnungen aus dem Irrenhaus».

Mit dem Schreiben war es vorbei, nachdem der Grazer Leykam-Verlag sein Angebot, einen nichterhaltenen Roman zu veröffentlichen, nicht wahr machte. Die Kriegsjahre verbrachte sie mit ihrem 36 Jahre älteren Mann, dem erfolglosen Landschaftsmaler Josef Habernig, in einer Einzimmerwohnung, sie finanzierte den Haushalt durch Strickarbeiten, während deren sie las – alles, was sie bekommen konnte, am liebsten «die Russen», allen voran Dostojewski.

Bekannt wurde Lavant – das dann auch schon wieder obsolete, weil aufgedeckte Pseudonym wählte sie auf Vorschlag von Viktor Kubcak, in dessen Brentano-Verlag ihre ersten Erzählungen erschienen – bei den St. Veiter Literaturtagen 1950. Dort lernte sie den Maler Werner Berg ken-

nen, mit dem sie, mit Wissen und unter Duldung von dessen Frau, eine Liebesbeziehung einging, die 1955 mit einem psychischen Zusammenbruch aller drei Beteiligten endete. In diesen fünf Jahren entstand der Grossteil ihres lyrischen Werks, vor allem die drei «grossen» Gedichtbände «Die unvollendete Liebe», «Die Bettlerschale» und «Spindel im Mond». Der Lyrik hatte sie sich auch aus Angst vor weiteren Anfeindungen aus der unmittelbaren Umgebung zugewandt: Sie dachte, dass sich das aufgeschriebene Leben in Gedichten besser verkleiden liesse.

Tatsächlich Weltliteratur

Die Gedichte von Christine Lavant sind tatsächlich Weltliteratur. Der Vorwurf eines Kritikers, sie seien nur Rilke im «zehnten Aufguss», geht weit an der Realität eines eigenständigen, in die Tiefe der menschlichen Existenz greifenden

und die raue Nachkriegswelt mit scharfem Blick durchschauenden Werks vorbei. Da ist nichts von dem biederen Katholizismus, der ihr mitunter unterstellt wurde, im Gegenteil; man wird aus dieser Zeit, den wirklich finsternen 1950er Jahren im Süden Österreichs, kaum eine dichtere, präzisere Kritik an den geistigen Verhältnissen finden.

Den biografischen Hinweisen in den Nachworten zu den vier Bänden der Gesamtausgabe, die sich zu einem Gutteil aus der umfangreichen Korrespondenz der Dichterin speisen, verdankt man auch so manche Korrektur an überlieferten Klischees. Sie zeigen die bäuerlich gekleidete Frau, die immer ein Kopftuch trug, weil eine überdosierte Röntgenbehandlung sie zwar von

Das sind kunstvoll geschliffene Edelsteine, die nichts von ihrer urtümlichen Schönheit verloren haben.

Lungentuberkulose und Skrofulose heilte, sie aber auch dauerhaft entstellte, nicht nur als an mangelndem Selbstwert und Depressionen Leidende, sondern auch als schlagfertig-witzige Teilnehmerin an Künstlerzusammenkünften.

Neben und über dem Zweifel an der eigenen und überhaupt der Kunst als «verstümmeltes Leben» stand für Lavant immer auch das Bewusstsein der absoluten Notwendigkeit ihres Schreibens: «Solange ich schreibe bin ich glücklich wenn es auch oft mit solchen Schwierigkeiten verbunden ist, von denen sich Wenige eine Vorstellung machen können», schrieb sie 1946 an ihre Freundin Paula Purtscher, «aber das Schreiben ist halt das Einzige was ich habe. Es ist meine schmerzende Stelle und zugleich die heilende Salbe. Ich lache und weine darum bete an und verspotte, wage und spiele und bin hochmütig und grossartig und schliesslich elend und erniedrigt. Alles spielt sich nur drinnen ab. Wie sollte auch da irgendwer ausserhalb noch teilhaben?»

Als Christine Lavant 1970 den Grossen Österreichischen Staatspreis für Literatur erhielt, hatte sie fast ein Jahrzehnt kaum noch geschrieben. Aber in den knapp fünfzehn Jahren zwischen Kriegsende und der Veröffentlichung von «Spindel im Mond» entstand ein dichterisches Werk von singulärer und erhabener Grösse, das noch immer der hochverdienten Wiederentdeckung harret wie dieses Gedicht aus «Die Bettlerschale»:

*Legt mir, bevor ich verbrenne,
die weisse Blume des Mondes auf,
gern geb ich dem himmlischen Gärtner
ein Büschel Brennende Liebe.
Das wird unter Abend- und Morgenrot
dem Jesukind noch zu Herzen gehen,
wenn meinem vertrockneten Herzen
die Blume des Mondes entsinkt.
Bringt mir, bevor ich verdurste,
die kleinste Notfrucht vom Lebensbaum!
Gern geb ich dafür meine beiden
Augäpfel zurück in die Erde.*

Etymologie

Idioten und Banausen

Sie würden einem Menschen, der sie mit «Idiot» titulierte, wahrscheinlich scharf zurückgeben oder, als ein auf Ehre und guten Ruf Bedachter, ihn vielleicht gar vor den Friedensrichter zitieren. Und Sie würden bestimmt ein Schmerzensgeld für diese seelische Verwundung zugesprochen erhalten.

Anders im alten Griechenland. Ein *idiotes* war ein Laie, ein Nichtfachmann, der dem *epaion*, dem Sachverständigen, zum Beispiel einem Arzt oder Pferdefachmann, unterlegen war. Aber ein Schimpfwort war «Idiot» nicht. Schliesslich konnte man ja nicht alles wissen.

Wie kam das Wort nun zur heutigen Bedeutung «völlig bildungsunfähiger Schwachsinniger» – so der medizinische Sinn – oder, wie es meist, im Affekt gesprochen, gemeint ist, «Dummkopf», «Hornochse»? Wer auf sehr vielen, wenn

Nun, Hand aufs Herz: Verstehen wir nicht alle von den meisten Wissensfeldern nichts?

nicht allen Gebieten keinen blassen Schimmer hat, ist eben ein totaler Laie oder «Vollidiot».

Nun, Hand aufs Herz: Verstehen wir nicht alle von den meisten Wissensfeldern nichts? Von Quantenphysik? Von sphärischer Geometrie? Oder vom Kamasutra? (Hier wären am ehesten noch Wissensfetzen auszumachen.) Dann sind wir also alle – im griechischen Sinn – «Idioten», ja «Vollidioten». Allerdings weiss ich nicht, ob Sie sich auf diesen Artikel hier vor dem Kadi berufen können, wenn Ihnen einmal im Affekt dieses ominöse Wort entschlüpfen sollte. Aber versuchen könnten Sie es. Es würde Ihnen vielleicht einen saftigen Satisfaktionsbatzen ersparen.

«Banause», ebenfalls griechischen Ursprungs, verträgt man besser. Es bedeutete «Ofenheizer», Handwerker. Aber weil der Freie, der Zeit für theoretische Beschäftigungen hatte, die Handarbeit verachtete, galt *banausos* schon in der Antike als abwertend, im Sinne von «ungeistiger, spiessiger Mensch».

Kurt Steinmann

Viele Wirklichkeiten

Tom Kummer

Erika Thomalla (Hg.): Literarischer Journalismus. Edition Text+Kritik. 234 S., Fr. 41.–

Ich gebe es offen zu: Bereits mit meinem ersten Themenvorschlag als Journalist setzte ich meine Glaubwürdigkeit aufs Spiel – und vielleicht die einer ganzen Branche. Die Story trug den Arbeitstitel: «Ficken Arme besser? – ein Selbsterfahrungsbericht». Und es sollte noch schlimmer kommen.

Ich war 24 Jahre alt, geboren und aufgewachsen in Bern, und hatte gerade einen Vertrag als Reporter unterzeichnet – bei einem aufstrebenden Magazin namens *Tempo*, Sitz in Hamburg, das bald als Talentschmiede für die angesehensten Publikationen dienen sollte. Das «Ficken Arme besser»-Thema richtete sich gegen die Sozialpolitik von Kanzler Kohl und

sollte in der Tradition des Short-Story-Meisters Raymond Carver das neue deutsche Prekariat beschreiben – Paradebeispiel für einen Journalismus, bei dem die starre Trennung zwischen U- und E-Kultur nicht respektiert und bei dem mit erzählerischen Mitteln zur sogenannten «Wahrheit» vorgedrungen wird.

Es war das Wahnsinnsjahr 1987, Printmedien galten neben der Werbebranche als die aufregendsten (und bestbezahlten) Arbeitsplätze, die man sich als junger Kreativer ergattern konnte. Attraktiver als jene Möglichkeiten, die mir vielleicht eher entsprochen hätten: Künstler, Schriftsteller, *comedy writer*.

Noch gab es kaum Sicherheitsstandards, die Publikationen vor Unterwanderung schützten. Beim *Tempo*-Anstellungsgespräch wurden mir keine langweiligen Fragen nach dem Studienabschluss gestellt.

Lakonisch, emotional, selbstzweifelnd

Auch die Hetzjagdinстинkte, die Investigativjournalisten mitbringen müssen, gehörten nicht zum Anforderungsprofil. Nein, es musste



Radikale Subjektivität: «New Journalism»-Pionier Tom Wolfe (1930–2018).

bloss jene entscheidende Qualität vorhanden sein, die einem bis heute keine Journalistenschule beibringen kann: Schreibtalent! Gefragt waren Texte, die einen eigenen Sound besitzen, in denen auch mal eine autofiktionale Reporterfigur entworfen wird, die als Erzähler nicht souverän oder objektiv, sondern lakonisch, emotional und selbstzweifelnd schreibt. Diese Sorte Journalismus wollte sich in einer «Welt der Widersprüche» ihren Platz erobern – neben der Vierte-Gewalt-im-Staat-Publizistik, in der Recherchekönner in blutleeren Texten vom nächsten Watergate träumen.

Für uns *Tempo*-Journalisten war klar: Der Weg zur Wahrheit führt über viele Wirklichkeiten. Dazu zählt der neutrale Beobachtungsposten nicht. Sondern: New Journalism! So nannten es die Amerikaner um «Journalisten» wie Tom Wolfe, Joan Didion oder Norman Mailer. Der Begriff gilt heute in Redaktionen als toxisch und wird von Medienexperten als Ursprung von Fake News disqualifiziert. Wer also würde heute noch den Mut aufbringen, ein scheinbar «erledigtes Genre» (FAZ) abzufeiern?

Die altherwürdige Fachzeitschrift *Text + Kritik* tut es mit einem kürzlich erschienenen Sonderband. Darin werden unter vielen Dingen die ersten Grenzgänger zwischen Literatur und Journalismus präsentiert. Sie reichen von den «journalistischen Fiktionen» eines Heinrich Heine oder den «Londoner Korrespondenzen» eines Theodor Fontane, die an seinem Berliner Schreibtisch entstanden sind, über die «konstruierte Authentizität» von Joseph Roth, Ernest Hemingway, Hunter S. Thompson, Niklaus Meienberg und Martin Suter über Ex-*Tempo*-Journalisten wie Christian Kracht, Benjamin von Stuckrad-Barre und Sibylle Berg bis zur Late-Night-Satire eines Jan Böhmmermann. Oder eben «The Bad Guy of German Journalism» (wie die *New York Times* mich nannte).

Natürlich wird in *Text + Kritik* auf den Vorwurf eingegangen, der literarische Journalismus – dazu gehören meine inszenierten Interviews mit Hollywoodstars – hätten einem Wahrheits-

Gefragt waren keine Hetzjagdinstitute, sondern Texte, die einen eigenen Sound besitzen.

relativismus und damit dem Zeitalter von Fake News Vorschub geleistet. Einleuchtend erklärt werden dazu die «erheblichen Unterschiede» zwischen «böartigen Fake News» (politisch und wirtschaftlich motiviert) und «gutartigen Fälschungen» (literarisch motivierte Suche nach einer tieferen Wahrheit) oder auch zwischen meinen Interviews und den gefälschten Reportagen des *Spiegel*-Reporters Claas Relotius: «Kummers Interviews und Reportagen enthalten offene Reflexionen über das Verhältnis von Wahrheit und Schein. In den Reportagen von Relotius fehlen solche Fiktionsmarker gänzlich ...»

Die Qualitäten des New Journalism auf dem Weg zur Wahrheitsfindung werden einleuchtend präsentiert: Literarischer Journalismus sei eben gerade durch seine radikale Subjektivität ehrlich. Zudem stelle die Technik weniger einen Wegbereiter als eine produktive Form der Kritik an Fake News und PR-Kampagnen-Journalismus dar.

Der Sonderband von *Text + Kritik* stärkt den literarischen Journalismus, stärkt den Glauben an die Pluralität des Wirklichen, die Kraft des Fantastischen in einer immer komplexeren Gegenwart. Denn längst ist klargeworden: Die wahre Gefahr für die Demokratie geht nicht von literarisch schreibenden Journalisten aus, sondern von Trollfabriken, die unseren gesunden Menschenverstand zu manipulieren versuchen.

Rezepte gegen die Einsamkeit

Walter Hollstein

Manfred Spitzer: Einsamkeit. Die unerkannte Krankheit. Droemer. 320 S., Fr. 18.90

Leon Arlt u. a.: Einsam in Gesellschaft. Transcript. 368 S., Fr. 54.90

Ich lese gerade von einem Stuhl, der eine «textile Umarmung» sein soll und Einsamkeit lindert. Sinnigerweise heisst das Produkt «Mutterbauch» – da geht dann die Sehnsucht nach Geborgenheit ganz weit und regressiv retour.

Einsamkeit sei – so der renommierte Psychiater Manfred Spitzer – «die unerkannte Krankheit» unserer Epoche. «Stellen Sie sich vor, es gäbe eine Krankheit, die hierzulande immer häufiger auftritt und chronische Schmerzen verursacht – eine ansteckende, von der medizinischen Wissenschaft noch kaum erforschte Krankheit, die sich schneller ausbreitet, als die Immunität gegen sie aufgebaut werden kann, und die als eine der häufigsten Todesursachen in der zivilisierten westlichen Welt eingestuft wird.» Das ist in der Tat die neue Epidemie der Einsamkeit.

Laut den medizinischen Daten, die Spitzer vorlegt, provoziert Einsamkeit auch «sekundäre» Leiden, «von Erkältungen über Depressionen und Demenz bis hin zu Herzinfarkten, Schlaganfällen und Krebs». Einsamkeit ist auch ein Hochrisiko für Suizid; mit der Einsamkeit erhöht sich – laut Forschungsdaten – die Gefahr von Bluthochdruck, Stoffwechselstörungen und Gefässleiden sowie Schlafstörungen, Lungen- oder Infektionskrankheiten. Heilung kann nur bedingt über medizinische Massnahmen erfolgen; das Problem ist primär sozial bedingt. So empfiehlt Spitzer als Remedur Geselligkeit, Gemeinschaft

und Partnerschaft. «Alle Handlungen, die uns einander näherbringen, wirken gegen Einsamkeit.» Dazu gehöre etwa, einem Bedürftigen etwas zu geben, zu helfen, auf andere zuzugehen. Das klingt etwas sehr allgemein und farblos. So plastisch und überzeugend Spitzers analytische Beschreibung der Einsamkeit ist, so abstrakt und irgendwie hilflos wirken doch seine Ratschläge.

Begleiterscheinung der Moderne

Im Sammelband aus dem Transcript-Verlag werden Hilfsangebote und Massnahmen gegen Einsamkeit geschildert, zum Beispiel während der Corona-Epidemie, in Ausnahmesituationen, die – wie Sterben und Tod – uns alle betreffen, im Alltag mit psychologischen Interventionen und Beratungsdiensten. Die Beiträge verdeutlichen auch die lebensgenerelle Erscheinung der Einsamkeit: «Einsamkeit tritt über die gesamte Lebensspanne hinweg auf und hängt mit verschiedenen Faktoren wie Persönlichkeit, Migrationserfahrung, Armut, kritischen Lebensereignissen oder Kontaktbeschränkungen zusammen.» Das führt das Problem weg von seiner Etikettierung als Krankheit, was sicher produktiver zur Bewältigung von Einsamkeit ist. Leider ist der Band in einer ziemlich hermetischen Sprache gehalten.

Aber auch der Versuch, Einsamkeit nicht medizinisch, sondern sozial zu erklären, lässt vergessen, dass Einsamkeit auch bildend und stärkend für die eigene Persönlichkeit sein kann. Adalbert Stifter hat das immer wieder sehr schön beschrieben. Ebenso Jack Kerouac, um ein moderneres Beispiel zu nennen. Es hätte beiden Autoren nicht geschadet, sich ein bisschen in der schönen Literatur umzusehen. Ausserdem ist das Phänomen nicht neu. Einsamkeit ist seit je eine Begleiterscheinung der Moderne. Schon als Student habe ich mir in den sechziger Jahren die amerikanische Anthologie «Man Alone» besorgt, herausgegeben von Eric und Mary Josephson.



«Okay! Mit dem Rücken auf den Boden, Seiten auseinander und lamfram alle Buchstaben rausrücken!..»

Was ist schiefgelaufen?

Hansrudolf Kamer

Timothy Garton Ash: Europa. Eine persönliche Geschichte. Hanser. 447 S., Fr. 46.90

Geschichte ist zwar ein Kontinuum, aber nichts ist vorherbestimmt. Beredter Anwalt dieser Sicht ist der britische Historiker Timothy Garton Ash, der in seinem neuen Buch «Europa» die letzten achtzig Jahre auf dem alten Kontinent Revue passieren lässt. Er tut dies auf eine sehr persönliche, impressionistische Art, beschönigt nichts, mischt Reportage mit Geschichte und eigenen Erinnerungen.

Der Blick auf die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 bis zu Putins Überfall auf die Ukraine 2022 ist eine Tour de Force. Die beiden Europakarten im Buchdeckel belegen die grossen Veränderungen. Die Zerrümmerung der Berliner Mauer war das Versprechen für ein Europa «whole and free», wie es Präsident Bush senior formulierte. Das Ziel schien zum Greifen nah. Was ist schiefgelaufen?

Balkan, Griechenland, EU, Russland

Das Ende der Sowjetunion wurde als Triumph der Freiheit, der liberalen Gesellschaftsordnung, von Marktwirtschaft und Kapitalismus gesehen. Garton Ash: «Wir dachten – oder besser gesagt, wir hatten das Gefühl –, wir wüssten, in welche Richtung sich die Geschichte entwickeln würde. Das ist immer ein Fehler und einer, den Historiker zuallerletzt begehen sollten.»

Noch vor dem Wetterleuchten auf dem Balkan – Krieg und Völkermord im sich auflösenden Jugoslawien – hatte das grosse Experiment der «Transition» begonnen, des Übergangs der vom sowjetischen Joch be-

«Wir dachten, wir wüssten, in welche Richtung sich die Geschichte entwickeln würde.»

freiten Nationen im Osten zu Demokratie und Marktwirtschaft. Die Europäische Gemeinschaft ihrerseits versuchte, ihr politisches Projekt eines immer engeren Zusammenschlusses mit einer Wirtschafts- und Währungsunion voranzubringen. Das war nach dem Fall der Mauer das zentrale Element der Integration. Die Osterweiterung kam an zweiter Stelle, während das blutige Chaos auf dem Balkan eine lästige Ablenkung darstellte.

Über die Wirtschaft zur politischen Union: Auf das Diktat der Märkte über die Demokratie folgten die Diktate nicht ge-



Impressionistisch: Starhistoriker Garton Ash.

wählter Beamter über die gewählten Regierungen. Garton Ash nennt dies einen Fehler des technokratischen Liberalismus im Allgemeinen und der europäischen Institutionen im Besonderen.

In der Griechenland-Krise schrieb die Troika Athen vor, Renten und Sozialausgaben zu kürzen. Die griechische Regierung müsse die Kultur und die Gesellschaft in ihrem Land verändern, lautete die Forderung aus Brüssel und europäischen Regierungskanzleien. Das war Hybris in Reinkultur, illiberal darüber hinaus.

Inzwischen ist die EU einer echten Wirtschaftsunion nicht näher gekommen, geschweige denn einer politischen. Die Mehrheit der Europäer war nicht dafür, und ein demokratisches Europa, das auf undemokratische Weise geschaffen würde, wäre ein Widerspruch in sich. Diese einfache Feststellung macht ein bekennender «Pro-Europäer».

Europäische Träumereien

Während der Westen mit seinen inneren Widersprüchen kämpfte, wurde Russland unter Putin zu einer revisionistischen Grossmacht. Es wollte die Vorherrschaft über Gebiete zurückgewinnen, die Teil seines Imperiums, seiner «russischen Welt» gewesen waren. Seine erste Begegnung mit Putin 1994 an einer Konferenz in Sankt Peters-

burg beschreibt Garton Ash wie folgt: «Ein kleiner, untersetzter Mann mit einem unangenehmen, etwas rattenähnlichen Gesicht», offenbar eine Art Gehilfe des Bürgermeisters, habe ihn aus europäischen Träumereien gerissen.

Die europäische Geschichte zu Beginn des 21. Jahrhunderts wäre anders verlaufen, meint der Autor, wenn die Wahl des kranken Jelzin auf Boris Nemzow gefallen wäre. «Zweimal in unserer Zeit, zuerst mit Gorbatschow und dann mit Putin, hat Russland gezeigt, wie wichtig das Individuum in der Geschichte ist.»

Der Historiker macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er ist ein leidenschaftlicher Anhänger der europäischen Integration und immer noch untröstlich über den Ausgang der Brexit-Abstimmung 2016 in seiner Heimat. Die Gründe für den Austritt verortet er ausschliesslich bei den Briten. Er kritisiert aber die Blindheit einer finanzkapitalistischen Elite und gleichzeitig auch die populistische Reaktion darauf. Sein Ideal, mit andern Worten, ist nicht von dieser Welt.

Die Quintessenz: Ein Trinkspruch am Schluss des Buches, zusammen mit einem pensionierten Zahnarzt in Ver-sur-Mer, einer Hochburg des euroskeptischen Front national: «Quand même et malgré tout l'Europe!» Es könnte ja sein, dass irgendwann der Faden wieder aufgenommen wird.

Zwölf Jahre später

Pascal Morché

Michael Klonovsky: Die schöne Apothekerin. Manuscriptum. 196 S., Fr. 33.90

In unserer Zeit ist eine Geschichte schnell von «historischem Edelrost» überzogen. Wer das neue Buch von Michael Klonovsky liest, ist jedoch erstaunt, wie schnell Geschichten inzwischen rosten. «Der schmale Band» (Feuilletonistendeutsch) versammelt sechs Erzählungen, die vor zwölf Jahren scheinbar in einem anderen Deutschland geschrieben wurden; sie könnten das Etikett «aus alter Zeit» tragen. Geschichten von Liebe, Sex und Tod. Geschichten, aus einer Zeit vor feministischer Folklore und wokem Wahn, als es noch der Natur gemäss in Ordnung war, dass Männer politisch unkorrekt Frauen verführten und Frauen ebenso politisch unkorrekt Männer reizten.

Klonovsky weist in einem Vorwort auf diesen Zeitsprung von zwölf Jahren hin. Auf der Festplatte seines alten PCs seien die sechs Erzählungen schlichtweg von ihm vergessen worden; beim erneuten Lesen habe ihn ihre Antiquiertheit selbst überrascht. Nun, der Autor, dem mit seinem Schelmen-Wende-Roman

«Land der Wunder» (2005) eine grossartige Satire der Wiedervereinigung gelang, hatte und hat zwischenzeitlich genug anderes zu tun: Klonovsky, der in München lebende komische sächsische Vogel, den sein Nest beschmutzt, beschreibt diesen Schmutz mit beissendem Spott in seinem Online-Tagebuch «Acta diurna»; und das Unwort des Jahres 2020, «Corona-Diktatur», hat er nebenbei auch noch erfunden.

Gleich die Titelgeschichte zeigt schonungslos die lächerliche Seite männlichen Begehrens: Die schöne Apothekerin stolziert über den Marktplatz und täglich muss sie der Ich-Erzähler, ein sich minderwertig fühlender Büroangestellter, voller Sehnsucht sehen. Er kauft Vaseline bei ihr (denn er ist Rennradfahrer), er überzieht seine Mittagspausen, er legt sich ein Fernglas zu und beobachtet die Schöne durch seine Bürojalousie: «Ihren gesamten Leib erforschte ich aus der fernen Nähe.» Schliesslich gelingt es dem Mann, die schwarzhaarige, rasige Pharmazeutin zum Essen einzuladen (bei Klonovsky gibt es noch Damenkarten). Doch auch das Fünf-Gänge-Menü führt nicht zum Ziel. Die gemeine Pointe sei hier nicht verraten.

Lustvoller und lustiger

Die längste Erzählung, «Faustina», belebt den Faust-Mythos neu: «Am selben Morgen, als Gott begann, Charles Darwin zu lesen, stieg der Milliardär Hubertus Elsässer beschwingt aus seinem Bett...». Nicht nur die Fittesten, auch die Schönsten kämen zusammen, damit «aus solchen Paarungen immer mehr Wohlergehen entsteht.» Der Teufel hält gegen mendelsche Vererbungslehren: nur Geld und Macht interessiere Frauen an Männern und damit zögen jene sie weinsteinisch an – und aus. Um die Standhaftigkeit der kleinen Angestellten Anna Simon («Meine Knechtin», so Gott) wird gewettet. Auch diese turbulente Geschichte endet auf überraschende Art.

Erst die letzte Erzählung mit dem Titel «Um derentwillen die Sonne scheint», zeigt Klonovsky aber endlich als einen Erzähler, der auch mit seinen Figuren leidet. Hier begibt er sich als Suizidant auf Augenhöhe mit einem Bettler und sieht nach verschiedenen Erlebnissen von seinem Selbstmord ab. Ihn retten Musik, Liebe und tatsächlich: Mitgefühl.

Leider durchzieht eine gewisse spätpubertäre Schwiemeligkeit die Erzählungen und leider bewahrte kein Lektor den Autor vor dessen Hang zum Kitsch: «Man kann doch nicht auf diesem Planeten gewesen sein, ohne Freundschaft mit einem Baum geschlossen zu haben». Dennoch: Hübsche, unterhaltsame Geschichten mit überraschenden Wendungen und Pointen durch deren feinen Humor eine tiefe Trauer des Autors schimmert. Erzählungen als Beweise, dass Mann-Frau-Beziehungen früher vielleicht auch nicht optimal, aber doch deutlich lustvoller und lustiger waren. Und zwar vor nur zwölf Jahren.



Die Bibel

«Krisen» anfertigen und bewirtschaften

Darin ist die Liebe unter uns zur Vollendung gekommen: Dass wir dem Tag des Gerichts (Krisis) mit Zuversicht entgegensehen sollen, denn ... Furcht ist nicht in der Liebe (1. Johannesbrief 4, 17). – Unlängst wurde in den Feuilletons an den Historiker Reinhart Koselleck erinnert, der vor hundert Jahren geboren wurde. Er war ein Aussenseiter seiner Zunft und hatte darauf hingewiesen, dass die Aufklärung im 18. Jahrhundert die Hoffnung auf eine stetig sich verbessernde Welt geweckt und in den Köpfen festgesetzt habe. Sie hat, wie ich meine, die Hoffnung auf das Reich Gottes verdrängt. Beflügelt durch die Erfolge der Technik und der Wertschöpfung, hat sie unzähligen Menschen einen Wohlstand beschert, der über Jahrtausende undenkbar schien. Die Behaglichkeit hat die Menschen neu geeicht, so dass sie nun jede Abwärtsbewegung als bedrohlichen Wendepunkt deuten und «Krise» nennen. Sie ist zum Dauerzustand geworden: Finanzkrise, Schuldenkrise, Corona-Krise, Klimakrise, Migrationskrise. Blickt man genauer hin, handelt es sich fast durchwegs um Missstände, die in Fehlentscheidungen der Politik wurzeln und von den Medien moralisch aufgeladen werden. Krisen lösen Ängste aus und rufen Retter oder Helfer auf den Plan. Als solche bieten sich wiederum die Politiker an, manchmal als Wissenschaftler verkleidet. Im Krisenmodus wächst ihre Macht wie von selbst. Aber die Krisen sind das Normale. Im Neuen Testament kommt das Wort Krisis rund vierzig Mal vor und wird meistens mit Gericht übersetzt. Das Gericht ist eine Entscheidungsinstanz. Tatsächlich fallen stets Entscheidungen, die unser Leben bestimmen – meistens zu unseren Gunsten: Glück, Bewahrung, Genesung. Auch dem Weltgericht Gottes können wir zuversichtlich entgegenblicken. Das entschärft die «Krisen» hier und jetzt und entlarvt manche Retter als Trickspieler.

Peter Ruch

Ärger sonntags um acht

Der Kult-Krimi «Tatort» wird zu einer Belastungsprobe für jeden, der nicht auf der woken Welle mitschwimmt.

Stephan Ziegler

«Tatort», jeweils sonntags um 20.05 Uhr auf SRF

Meine ersten Erinnerungen an den «Tatort» gehen auf Horst Schimanski zurück, der im Duisburg der 1980er Jahre ermittelt hat, an Manfred Krug aus Hamburg und an Dietz-Werner Steck aus Stuttgart. Damals war die Welt zwischen Flensburg und Konstanz noch in Ordnung, jedenfalls am Sonntagabend um 20.15 Uhr auf ARD: Nach dem verstörenden «Weltspiegel» retteten aufrichtige Kommissare die deutsche Gesellschaft vor dem Bösen. Mörder, Erpresser, Räuber, Einbrecher und Entführer standen im Visier der Ermittler, die noch solche waren und keine Ermittler, wie's heute so schön heisst.

In «Taxi nach Leipzig» löst am 29. November 1970 Kommissar Paul Trimmel (Walter Richter) einen Mordfall. Schon diese erste, erfolgreiche Folge etablierte die Serie als feste Grösse am TV-Sonntagabend. Seitdem wurden über 1200 Folgen produziert, traten über achtzig Ermittler(-Duos) im «Tatort» auf. Derzeit sind es gut zwanzig Teams aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Apropos Schweiz: Es sollten noch zwei Jahrzehnte verstreichen, bis diese 1990 mit «Howalds Fall» (mit Mathias Gnädinger als Detektiv und Täter) den Deutschen zeigte, wie in

der Bundesstadt ermittelt (und delinquent) wird. Die Österreicher waren etwas schneller und steuerten schon 1971 mit «Mordverdacht» den ersten Wiener Krimi bei.

1977 sorgte der «Tatort» für erste rote Köpfe: «Reifezeugnis» thematisierte die Beziehung zwischen einem Lehrer und einer blutjungen Schülerin und löste hitzige Diskussionen aus. Geschadet hat es den Protagonisten nicht: So-

Es ist das Überspitzte, Aufdringliche, das den «Tatort» oft ungeniessbar macht.

wohl Christian Quadflieg als auch Nastassja Kinski verdanken zumindest einen Teil ihrer Popularität dem «Reifezeugnis».

Und 1978 war der «Tatort» ein Vorreiter, ermittelte doch Nicole Heesters – eine Tochter von Johannes Heesters – als erste weibliche Kommissarin in Mainz. Im selben Jahr flimmerte auch der erfolgreichste «Tatort» überhaupt über den damals noch Röhren-Bildschirm: In «Rot – rot – tot» brachte Curd Jürgens nicht nur seine Frau, sondern gleich noch zwei weitere Damen und sich selbst um. Über 26 Millionen Zuschauer versammelten sich damals vor der «Glotze». Heute schauen noch etwa neun Millionen zu.

1981 veränderte der erste Schimanski-«Tatort» das deutsche Fernsehen. Zum ersten Mal sagte jemand «Scheisse» und «Arsch» im TV. Zum ersten Mal wurden Deutschlands hässliche Seiten gezeigt: Armut, triste Viertel, düstere Kneipen, rohe Gewalt. Götz George verkörperte den Rüpel mit Herz; die Mischung aus Authentizität, grossem Herz und ungehobelten Umgangsformen machten Horst Schimanski zur Kultfigur.

Seit «Schimmi» gab's keinen Kommissar mehr, der «Schlagfertigkeit» eher über seine Fäuste definierte als über sein Mundwerk – bis 2013 Til Schweiger eine Hauptrolle übernahm; als Hamburger Kriminalhauptkommissar Nick Tschiller brachte er zusammen mit KHK Yalcin Gümer (Fahri Yardim) reihenweise Bösewichte zur Strecke. Tschiller hält übrigens den Rekord für die meisten Toten: Elf hat er auf sei-

nem Gewissen, während alle anderen Ermittler zusammen auf nur rund siebzig Todesschüsse kommen.

Ursprünglich war der «Tatort» ein beliebtes Abschlussritual fürs Wochenende. *Tempi passati*: In den vergangenen Jahren wurde er immer mehr zur Erziehungssendung, die dem Publikum unterjubeln will, wie die ideale Gesellschaft auszusehen hat. Dass es nicht mehr nur männliche Ermittler gibt, dass diese auch schwarz, mosaischen oder islamischen Glaubens, behindert und/oder homosexuell sein können: geschenkt, danach kräht kein Hahn mehr. Es ist vielmehr das Überspitzte, Aufdringliche, das den «Tatort» heute oft ungeniessbar macht: Man kann schon beinahe Gift darauf nehmen, dass a) ein Unternehmer, Vermögender, Spiesser grundsätzlich böse, b) ein Migrant, Flüchtling, Illegaler nie der Täter ist und c) uniformierte Polizisten, Soldaten, Sicherheitsleute alle Nazis sind.

Erstmals ein «Inclusion Rider»

In den Hamburger «Tatort» «Schattenleben» (2022) etwa wurde alles reingepackt, woran sich ausmachen lässt, wie die «Tatort»-Macher heute ticken: Die Bundespolizistin hatte mit einer verdeckten Ermittlerin, die in die linksextreme Szene eingeschleust wurde und dort in einer FLINTA-WG (Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nichtbinäre, Trans- und agender Personen) lebt, früher ein Verhältnis, die V-Frau kann ihren Polizeikollegen (böse Schläger) nicht trauen, einer der «guten» Kommissare ist schwarz, und der Bösewicht am Schluss war, natürlich, ein Polizist.

Zufall ist das nicht: Erstmals in einer deutschen Filmproduktion kam ein «Inclusion Rider» zum Einsatz, eine Klausel, die zu mehr Diversität in Stab und Besetzung verpflichtet. So waren 17 Prozent der am «Tatort» beteiligten Personen schwarz, 65 Prozent der Head-Positionen weiblich.

Das Netz fand das nicht ganz so toll wie die Macher: Auf Twitter brach nach «Schattenleben» ein Shitstorm aus – die Rede war von «Wokeism-Framing», «Volkserziehung, bis der Verstand



aussetzt», «Genderwahn», «Sektendoktrin» oder «Diversity-Propaganda». Unter den Kommentaren fand sich kaum einer, der die Diversitätsklausel guthies.

Das interessierte die Verantwortlichen wenig: Im nächsten «Tatort» mit dem Ermittlerteam aus «Schattenleben» gab es mehr schwarze Schauspieler als weisse. Der Täter in «Verborgen» allerdings war, wenig überraschend, kein Schwarzer, sondern ein deutscher Unternehmer.

Eine subtilere Herangehensweise, bei der einem nicht mit dem Vorschlaghammer Diversität und Inklusion eingehämmert werden, hätte eine bessere Wirkung, glaube ich. Lasst die handelnden Personen doch einfach spannende Fälle lösen und mischt meinetwegen auch Schwarze, Schwule oder Transvestiten darunter, aber bitte nicht nur unter die «Guten», sondern auch unter die «Bösen». Alles andere verzerrt die Realität.

Sichtbarkeit für Randgruppen mag wichtig sein, aber es sind nun mal Randgruppen – und wenn man die im «Tatort» überstrapaziert, goutiert das die Volkseele nicht. Menschen, die wegen ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Identität Diskriminierung er-

fahren, sollen gehört und repräsentiert werden – aber nicht überrepräsentiert und nur auf der einen, der «guten» Seite.

Wobei – es gibt sie noch, die «Tatorte», bei denen nicht Inklusion, Diversität und Gerechtigkeit im Vordergrund stehen, sondern spannende Fälle und unterhaltsame Dialoge. Hier seien etwa diejenigen aus München (zwei ältere Kommissare, wie sie früher normal waren), Müns-

Minderheiten sollen gehört und repräsentiert werden – aber nicht nur auf der einen, der «guten» Seite.

ter (ein prolliger Kommissar und ein versnobter Gerichtsmediziner, der sich an keine PC-Regeln hält) oder Wien (zwei Majore des Landeskriminalamtes, die in schöner Regelmässigkeit in Kuhdörfen geschickt werden, um dem Landvolk zu zeigen, wo der Bartl den Most herholt) erwähnt.

Die Schweizer «Tatorte» hingegen, mit, natürlich, zwei Ermittlerinnen, mag ich nicht dazu zählen, obwohl Tessa Ott (Zürcherin aus gutem Hause, die sich vom «Zürichberg-Milieu» selbst-

verständlich abgewendet hat, da zu geldgierig, machtbesessen, verlogen) und Isabelle Grandjean (Welsche aus der Arbeiterklasse, die es bis zum Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag geschafft hat) schon ein Quantensprung gegenüber ihren Vorgängern Reto Flückiger und Liz Ritschard sind. Einen weinerlicheren Kommissar als Flückiger gab's beim «Tatort» nie, langweiligere Fälle auch nicht. Das Duo Ott/Grandjean löst wenigstens spannendere Fälle, schreit aber förmlich nach Gender-Vorgaben.

Apropos weinerlich: «Normale» Figuren findet man unter den aktuellen «Ermittelnden» wenige. Wer nicht mindestens an einer Depression leidet oder etwas gaga ist, gröbere private Probleme und/oder ein unappetitliches Äusseres hat, hat keine Chance. Politisch steht man links, sieht den Rechtsextremismus als grösste Bedrohung und ist jedem «Business» gegenüber misstrauisch. Wie schön wäre es doch, einmal einen Kommissar erleben zu dürfen, der AfD wählt!

Dr. Stephan Ziegler ist Publizist.
Er schaut den «Tatort» seit den 1980er Jahren.



Wer nicht an einer Depression leidet oder etwas gaga ist, hat keine Chance: Hamburger «Tatort»-Crew.



„Was soll das heißen – du hast ihn geklaut, weil gerade ein Film über Geld lief?“

Fernsehen

Von Wasser- und Landratten

Wolfgang Koydl

Wapo: Wasserpolizei-Serien. ARD

Zu Lande wird in ARD und ZDF mittlerweile in jedem grösseren Weiler kriminalistisch ermittelt: Zwischen Rügen und Rosenheim tummeln sich die Ableger der föderal strukturierten «Tatort»-Kommissare. Kleinteiliger geht's nicht mehr. Die Dinkelsbühl-Cops? Irgendwann macht der Gebührenzahler nicht mehr mit.

Was tun? Ganz einfach: Der TV-Krimi geht baden. Schon vier Wasserpolizei-Serien dümpeln durch das Vorabendprogramm: Wapo Bodensee, Wapo Duisburg, Wapo Berlin und Wapo Elbe. Da ist noch viel Wasser unter dem Kiel. Schliesslich tummeln sich auch an Donau, Main, Oder und Weser Kriminelle.

Im Prinzip unterscheidet sich die Wasser-schutzpolizei von den Landratten nur dadurch, dass sie ab und zu mit einem Boot fährt. Da drei von ihnen erst in den letzten drei Jahren vom Stapel liefen, surfen sie allerdings einheitlicher durchgestylt auf der woken Welle. Chef ist immer eine Frau. Und ohne Quoten-Polizisten mit Migrationshintergrund geht es auch nicht.

Die Einsatzgebiete erlauben einen internationalen Anstrich, wobei liebevoll Klischees gepflegt werden. Die Tschechen an der Oberelbe sind nett, aber harmlos. Die Schweizer gegenüber von Konstanz schwierig oder schwer von Begriff. Die Holländer fluss-abwärts von Duisburg sind einfach irgendwie cool. Nur die Berliner ruhen fest in ihrer eigenen Multikultiblase.

Eines freilich unterscheidet Wasser- von Landratten: Ihre Fälle sind weder Psychodramen noch pädagogisch-politisch korrekt. Es geht um illegalen Fischfang, gekenterte Boote und vielleicht mal um ein paar Drogen. Die Storys plätschern unaufgeregt dahin. Wie wohltuend.

Film

Sanfte Entsorgung

Wolfram Knorr

Plan 75 (Japan, 2022). Von Chie Hayakawa.
Mit Chieko Baishō, Hayato Isomura,
Stefanie Arianne

Schwer drückt das Gewicht der Überalterung die japanische Gesellschaft. Die Zukunft sieht düster aus, der Nachwuchs kann die soziale Sicherheit nicht mehr schultern. Der Bedarf nach Lösung, Rettung aus dem Dilemma ist riesig. Es bleibt, auch wenn sie elementaren Grundsätzen der Menschlichkeit widerspricht, nur eine Lösung: «sanfte» Euthanasie. Im Auftrag der Regierung entwickelt ein hipbes Unternehmen das Programm «Plan 75»: auf freiwilliger Basis den ab 75-Jährigen einen Verzicht auf weiteres Leben so «verlockend» wie möglich zu machen, mit den modernsten psychologischen Werbetricks ein «Wohlfühlsterben» zu garantieren. 10 000 Yen kriegen sie dazu geschenkt – für letzte Tage in Saus und Braus oder um sie zu vererben. «Plan 75» spielt in einer nicht näher benannten Zukunft, und es gibt keinen Hinweis auf eine Regierung, also keine «Eingriffe». Die Öffentlichkeit hat das Konzept als völlig normale gesellschaftliche Praxis akzeptiert.

Die Idee stammt von Chie Hayakawa, 46, die vor sechs Jahren eine Kurzfilmversion von «Plan 75» realisiert hatte, die Produzenten so bestechend fanden, dass sie sie aufforderten, eine Langversion daraus zu entwickeln. Das Thema

Die Regisseurin verzichtet auf Dämonie, die in dystopischen Filmen immer lauert.

vor dem realen Hintergrund einer überalterten japanischen Gesellschaft war ihnen wichtig genug. Hayakawa verzichtet auf Dämonie, die in dystopischen Filmen immer lauert. Das lässt ihren «Plan 75» fast zu einem (semi)dokumentarischen Werk über aktuelle Probleme Japans werden: vom sozialen Druck der Arbeitsgesellschaft auf die Berufsausgemusterten, die sich als nutzlos und Belastung empfinden, bis zur Auflösung traditioneller Familienstrukturen.

Herrschte früher eine starke Bindung zwischen den Generationen, ist das Netz nun gerissen. «Der Mangel an Bindung», so Chie Hayakawa, «nicht nur zwischen der Familie, sondern auch zwischen anderen, nicht blutsverwandten Personen ist einer der Gründe, warum die Menschen anderen gegenüber apathisch werden.» In japanischen Filmen, und nicht nur in den Klassikern, spielen Familien eine wesentliche Rolle. Hayakawas Spielfilm-



Wunderbar einfühlsam: Chieko Baishō in



«Plan 75».

erstling seziert auf subtile Weise diesen Auflösungsprozess. Aber so samtpfötig «Plan 75» auch ist, er beginnt mit einem Mord, mit dem Chie Hayakawa auf einen schrecklichen Fall aus dem Jahr 2016 hinweist: das Sagamihara-Massaker, bei dem neunzehn Menschen in einem Behindertenheim hingerichtet wurden.

Danach kreist die Story um die 78-jährige allein lebende Seniorin Michi (wunderbar einfühlsam: Chieko Baishō), den jungen Plan-75-Bürokraten Hiromu (Hayato Isomura), dessen Onkel Yukio (Taka Takao), der sich fürs Programm bewirbt und den Neffen moralisch aus der Bahn wirft; und schliesslich um Maria (Stefanie Ariane), eine Philippinin, die als Einwanderin die ungeliebte Aufgabe übernimmt, den wenigen Besitz der Leichen, nach der Einäscherung, in Containern zu entsorgen. Den Verdienst braucht sie für die Herzoperation ihrer Tochter.

Was macht das Leben lebenswert?

Drei Charaktere, drei Schicksale, die aus unterschiedlichen Perspektiven die politische wie soziale Lage des Sterbehilfeprogramms beleuchten und zusammenfügen. Michi, von einem Hotel wegen ihres hohen Alters entlassen, bewirbt sich mit einer Gruppe Gleichgesinnter um die Teilnahme am Plan 75, als ginge es um Ferien in einem Luxusresort. Mit sanfter Dudelmusik und einer seidig lächelnden und jungen Angestellten werden ihnen die «Ferienpakete» massgeschneidert mit Smiley-Gesicht verkauft. Während sich Michi durch dieses System mit einem Gesicht aus Zweifel, Hoffnung und Resignation arbeitet (ihre Mimikry ist von emotionaler Kraft), begleitet Hiromu den Onkel und holt ihn Schritt für Schritt aus seiner Apathie. In der fast stummen Beziehung wird die Familienkrise Japans zum Selbstquälndrama: der resignierte Onkel, der niemandem zur Last fallen will, und Hiromu, der zwischen Pflicht und Neigung hin- und hergerissen wird.

Die stärkste Passage allerdings gehört Maria, die im klinisch sauberen Untergeschoss mit einem Kollegen die zurückgebliebenen Utensilien der Verstorbenen wegkippen muss. Zuweilen findet sich Geld, das möglichst vor dem Blick des anderen eingesackt wird. Als Marias Kollege mal eine Brille findet, tauscht er sie mit seiner eigenen, in der Hoffnung, von Maria dabei nicht beobachtet zu werden. In der Sprachlosigkeit enthüllt diese Pantomime nicht nur das Inhumane am Plan 75, sondern gibt auch eine Antwort auf die Frage, die im Grunde der Film stellt: Was macht das Leben lebenswert? Bevor Michi zum Sterben geht, wäscht sie noch einmal ihr Geschirr und blickt vom Balkon ihrer Hochhauswohnung in den Nebel, hinter dem die Morgendämmerung heraufzieht. Im Science-Fiction-Klassiker «Soylent Green» (1973) begibt sich der vom Leben Erschöpfte zum freiwilligen Sterben ins «Home», eine Art 360-Grad-Kino, bei fantastischen Naturaufnahmen und klassischer Musik.

Alben für die Ewigkeit



Aerosmith:
Toys in the Attic

Man nennt Aerosmith auch die amerikanischen Rolling Stones. Doch sie hatten von Beginn an mehr Schub und sind härter, bis heute. «Toys in the Attic» ist das Album, das ihre Bandkarriere am nachhaltigsten beeinflusste. Endlich konnten die wilden Bostoner ihren Sound und ihren Drive auf Vinyl bannen. So spielten sie plötzlich in einer Liga mit Queen und den Stones und wurden als legitime Nachfolger der schwächelnden Led Zeppelin gehandelt. Noch konnten ihre Tour- und Drogenexzesse ihrem Songwriting nichts anhaben. Die Band war hungrig, und so tönt auch das ganze Album.

Schon das nach vorne rockende Titelstück zeigt, wo's langgeht. Das flockige «Adam's Apple» führt dann locker zum Überklassiker «Walk This Way», der später zusammen mit der Rap-Gang Run DMC zum zweiten Mal ein Hit wurde und wohl die erste amtliche Rock-Rap-Kollaboration war. Mit diesem Song fand die Band ihren ureigenen Stil, der vor allem durch Joe Perrys originelle Gitarrenarbeit und die markante Stimme von Steven Tyler dominiert wird. Ihre Musik tönt immer sehr locker, fast improvisiert, was viel zu selten auf Studioproduktionen zu hören ist. Das wunderbar soulige Honkytonk-Midtempo-Stück «Big Ten Inch Record» zeigt auch, dass Aerosmith wohl eine der schwärzesten weissen Rockbands sind.

Am letzten Studiotag jammte man noch locker die Mega-Ballade «Sweet Emotion» ein. Sie zeigt alles, was diese Ausnahmetruppe drauf hat und auch auf den folgenden Meisterwerken wie «Pump» oder «Get a Grip» zelebrierte.

Chris von Rohr

Ausstellung Tausendundeine Nacht

Rolf Hürzeler

Re-Orientations – Europa und die islamischen Künste, 1851 bis heute: Kunsthaus Zürich.
Bis 16. Juli

Ein feuriger Würfel wirft ein verspieltes Schattenspiel auf blaue Raumwände. Mit einem Mal scheinen Traum und Realität verwoben, der Alltag weit entrückt. So wird der Besucher in den Serail der Kunst entführt, mitten in Zürich, am Heimplatz. Die Installation «A Beautiful Despair» der pakistanisch-amerikanischen Künstlerin Anila Quayyum Agha bildet den Auftakt zur Ausstellung. Sie dokumentiert mit 170 Werken Schnittstellen zwischen dem Islam und europäischen Traditionen mit ihren gegenseitigen Wechselwirkungen.

Die Schau schlägt den Bogen von Objekten wie einer usbekischen Silberkanne aus dem 19. Jahrhundert über Gemälde von Wassily Kandinsky und Henri Matisse bis zu den «Color Lines» des Konkreten Karl Gerstner. Eine Vielfalt von Materialien und Techniken ist mit Zeichnungen, Ölbildern, Fotografien, Keramik und Textilien vertreten – eine schier überwältigende Flut visueller Eindrücke. Diese Ausstellung ist ein intensives Sinneserlebnis, das gleichzeitig Aspekte der Kulturgeschichte dokumentiert.

«Islamophilie» lautet das Zauberwort der Kuratorin Sandra Gianfreda für all die Objekte

aus Europa, Afrika und Asien. Angesichts der Vielfalt der Herkunft und der unterschiedlichen Ausprägungen der Religionen mit dem Etikett Islam verbindet diese Kunst im Grunde wenig. Vielleicht wären weiter gefasste Attribute wie «fremdartig» oder «exotisch» treffender. Einerlei, das optische Erlebnis entschädigt für eine gewisse Beliebigkeit bei der Auswahl der Exponate.

Bei all ihrer Unterschiedlichkeit ist immer wieder ein Tausendundeine-Nacht-Gefühl zu spüren, etwa beim Betrachten einer grossartigen «Alhambra»-Vase. Märchenhafte Fabeltiere vor blauem Hintergrund zieren das hochgezogene Gefäss des französischen Gestalters Théodore Deck aus dem 19. Jahrhundert. Das Objekt illustriert, wie sehr die maurische Tradition das damalige europäische Kunstschaffen mitprägte und seither in unserer Gedankenwelt verankert ist.

Höhepunkt der «Islamophilie»

In diesem Licht sind auch die Gemälde der französischen Malerin Henriette Browne (1829–1901) zu sehen. Sie bereiste mit ihrem Mann, einem Diplomaten, den Nahen Osten und die Türkei. Ihr kleines Gemälde «Ein Besuch, Innenansicht eines Harems» zeigt ein Dutzend Frauen in wallenden Kleidern mit meist verhüllten Gesichtern. Das Bild vermittelt einen klösterlichen Eindruck, als hätte sich Browne unter Nonnen verirrt und nicht unter Haremsdamen.

Als Initialzündung für die Rezeption der islamischen Künste wird die erste Weltausstellung in London von 1851 angegeben. Allerdings geht die Begeisterung für das Orientalische bis weit ins 18. Jahrhundert zurück und dauerte wäh-

rend Generationen an. Die «Islamophilie» erlebte mit der Münchner Ausstellung «Meisterwerke muhammedanischer Kunst» von 1910 einen späten Höhepunkt. Die monumentale Schau zeigte 3600 Exponate und war für die damalige Kunstwelt wegweisend, unter anderem für die Expressionistin Gabriele Münter.

In der Zürcher Ausstellung sind zwar keine Gemälde, aber dokumentarische Fotografien von Münter (1877–1962) zu sehen. Sie bereiste mit ihrem Geliebten Wassily Kandinsky Tunesien und erwies sich als eine genaue Be-

Vielleicht wären weiter gefasste Attribute wie «fremdartig» oder «exotisch» treffender.

obachterin der lokalen Verhältnisse, etwa mit dem Bild von der Rückenansicht einer verhüllten Frau bei einem Amphorenhändler. Als Kontrast zu diesen realen Lebensbildern sind Abstraktionen von Kandinsky zu sehen, darunter «Zwei Reiter und eine liegende Person» (1909/1910): eine kühne Farborgie, in die Kandinsky südliche Lichterfahrungen, exotische Gerüche und fantastische Klänge verpackt. Ins gleiche Kapitel gehören die Eindrücke von Paul Klee, dessen berühmte Tunesienreise mit August Macke und Louis Moilliet etwa das Aquarell «Fenster und Palmen» widerspiegelt. Der üppige Ertrag dieser Reise schlägt sich auch in Klees aussergewöhnlichem einfarbigem «Städtebild Ozar» nieder. Werke seiner zwei Reisebegleiter fehlen hier allerdings.

Unglücklicherweise ist der Begriff «Islam» politisch kontaminiert. Das blitzt immer wie-



Serail der Kunst: Wandteppich-Installation von Baltensperger und Siepert.

der auf im Bemühen, ja keinen politisch unkorrekten Anstoss zu erregen. So sind die Gemälde von Henri Matisse mit der unterschwelligem Kritik versehen, er habe nordafrikanische Objekte und Textilien auf seinen Gemälden als «Gegenstand-Schauspieler» bezeichnet. Dieser Einwand ändert indes nichts an der anschaulichen Präsentation seiner Bilder mit orientalischen Einrichtungsgegenständen, die eine Idee der seinerzeitigen Welt vermitteln. Arrangements wie dieses machen die Ausstellung zu einem sinnlichen Beitrag im aktuellen Islamdiskurs.

Games

Besessene auf dem Plumpsklo

Marc Bodmer

Resident Evil 4: Remake. Capcom

Es waren ziemlich schräge Unterhaltungen, die ein Nachbar und ich vor achtzehn Jahren im Treppenhaus führten. Ich: «Ich stehe im Moment auf einer schmalen Holzbrücke. Von vorne kommen drei bewaffnete Besessene. Der eine mit einem Beil, der andere mit einer Mistgabel und der dritte mit einem Molotowcocktail. Wie komme ich da weg?» Nachbar: «Kannst du nach hinten ausweichen?» Ich: «Nein, da kraxelt ein Zombie mit einer Kettensäge die Leiter hoch. Welcher ist gefährlicher? Der mit dem Moli oder der mit der Motorsäge?» Nachbar: «Der mit der Motorsäge ist echt heftig, dem Molotowcocktail musst du einfach ausweichen.»

«Einfach ausweichen» ist ein Gamer-Euphemismus für: Wenn das Timing nicht perfekt stimmt, brennt die Spielfigur lichterloh. Das Survival-Horror-Spiel «Resident Evil 4» (RE4) setzte 2005 Massstäbe in Sachen Zombie-Zwickmühlen und grauslich klebriger Atmosphäre. Das eben erschienene Remake des Klas-

Eine Grundregel der Gamingwelt ist, dass es für alles eine Lösung gibt.

sikers zeigt, dass die Mär um die Rettung der US-Präsidententochter aus einem Krachen im spanischen Hinterland nichts von ihrem Schrecken verloren hat. Die Ausgangslage ist zwar nach wie vor dämlich, der Mittelscheitel des Helden Leon ebenso.

«Gring ache u seckle!»

Der Verlauf der Geschichte wurde zugunsten von mehr Dichte und Tempo gerafft. Von Beginn weg baut RE4 einen hohen Druck auf. Von allen Seiten schlurven und stürmen die

Dorfbewohnerinnen und -bewohner herbei. Sie faseln unverständliche Dinge und sind wie besessen. Dem ländlichen Setting entsprechend sind sie oft mit rustikalem Werkzeug bewaffnet, doch manche schmeissen auch Dynamitstangen oder Molotowcocktails in der Gegend herum.

Einige Gegner sind schlicht unüberwindbar. Aber eine Grundregel der Gaming-Welt ist, dass es für alles eine Lösung gibt. Darum bezahle ich manche Versuche, mir den Weg mit der spärlichen Munition freizuschiessen, mit dem Leben meines Helden. Die richtige Antwort in diesem Fall lautet nach Anita Weyermann: «Gring ache u seckle!» Wie wenn das nicht schon lästig genug wäre, sind die Wege



– besonders um die schäbigen Hütten herum – mit Tellereisen gespickt. Während man also das Bein aus der zugeschnappten Falle befreit, stürmen die schnaubenden Zombies heran... Doch in den Hinterhöfen und zerfallenen Schuppen finde ich die Gegenstände und Puzzleteile, um verschlossene Tore zu öffnen oder andere Geheimnisse zu lüften.

Wie bei Survival-Horror-Spielen üblich, frage ich mich immer wieder, ob ich die nächste Türe aufstossen möchte, denn das, was dahinter lauert, ist nie nett. Selbst auf dem Plumpsklo lauern die Besessenen. Ich bin auch unendlich froh, dass man Games noch nicht riechen kann. Die faulenden Kadaver, die omnipräsenten Ratten und Fliegen lassen meine Spielfigur immer wieder würgen. Erfreulich ist, dass der Spielentwickler Capcom bereits Anfang April weitere Inhalte zu «Resident Evil 4» zur Verfügung gestellt hat. Der Grusel kennt kein Ende.

Jazz

Macht der Magie

Peter Rüedi

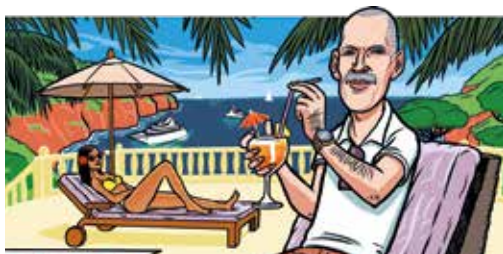
Joe Lovano Trio Tapestry (Marilyn Crispell, Carmen Castaldi): Our Daily Bread. ECM 2777 4877746

Dies ist eine Musik, die mit ihrer Subtilität, mit ihrer Sparsamkeit und Nachdenklichkeit grosse Worte ebenso verbietet wie provoziert. Die dritte CD von Joe Lovanos Trio Tapestry mit Pianistin Marilyn Crispell und Perkussionist Carmen Castaldi verinnerlicht (sublimiert) alle grosse Gestik in einer radikalen Schubumkehr so sehr zu einer Ästhetik der Umsicht, Vorsicht und Einsicht, dass sich bei der Beschreibung des Resultats unweigerlich das alte Wort «innig» aufdrängt. Hier geht es um Zauber. Das, was die berühmtesten Zeilen von Eichendorff meinen: «Schläft ein Lied in allen Dingen / Die da träumen fort und fort / Und die Welt fängt an zu singen / Triffst du nur das Zauberwort.» Den drei Amerikanern gewiss unbekannt, waltet in deren bezwingendem Lyrismus eine verwandte Macht der Magie. Von Crispell hatte der explosive Cecil Taylor schon in den siebziger Jahren gesagt, sie sei «die Speerspitze einer künftigen neuen Art von Lyrismus im Jazz». Doch erst einmal lebte sie durchaus auch *on the wild side* des Free Jazz. Und Joe Lovano war, bei aller Subtilität seiner Tonbildung, tief verwurzelt in der Tradition des modernen Jazz, in der Swing und andere expansive Qualitäten durchaus wichtig waren. Nichts davon im gleitenden Fluss dieses Trios, in der vortastend offenen allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Spielen.

Der Name des Trios («Tapisserie») erinnert nicht zufällig an Erik Saties Wort von der «musique d'ameublement». Tatsächlich geht es bei diesen balladesken Miniaturen (gerade mal ein Stück erreicht eine Dauer von knapp neun Minuten) um musikalische Innenarchitektur. Lovanos alter Jugendfreund Carmen Castaldi ist der Inbegriff eines mehr spür- als hörbaren Raumkünstlers. Auch Crispell schafft weite Klanglandschaften, wenn sie nicht einzelne Töne oder Akkorde als sparsame Potenzialitäten setzt, mit der Sicherheit und dem Raumgefühl fernöstlicher Malerei oder von Haikus. Lovanos Tenor übt grösstmögliche Diskretion und Zurückhaltung (*reduce to the max*) und erinnert doch immer wieder an die vibrierende Intensität von Coltranes spiritueller Balladenkunst.

Genug. Hören statt lesen. Diese extrem feinsinnige Musik, ich sagte es, verbietet grosse Worte und provoziert sie zugleich. Die acht Miniaturen sind grosse, allerdings nie zelebrierte Kostbarkeiten. Lovano nennt sie «Our Daily Bread».

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Neutralität

Mark van Huissing

Jetzt ist nicht mal mehr der Vatikan neutral, Papst Franziskus stattdessen unterwegs in geheimer Mission, um den Krieg in der Ukraine zu beenden; zuvor hat er Russland als Angreifer verurteilt, lese ich. MvH verbreitet in dieser Spalte in der Regel Selbsterlebtes beziehungsweise betritt Gebiete, auf denen er ein Alleinstellungsmerkmal hat. Heute ist die Ausnahme. Weil es Stoffe gibt, die grösser sind als man selbst (auch wenn das einige Kollegen nicht so sehen). Und weil Nutzer wissen möchten, was ihr Kolumnist zur grossen Kiste du jour beizutragen hat. Den Satz haben Sie schon mal gelesen, richtig, danach folgten meine Erinnerungen an die Credit Suisse. Heute mache ich Leuten Platz, die mehr nachgedacht und tiefer geschürft haben, wenn's um die Neutralität unseres Landes geht.

Die Schweiz hat in keinem bewaffneten Kampf seit 1815 Partei ergriffen. Doch diese Haltung gefällt europäischen Nachbarn und Amerika immer weniger. Die Schweiz verbietet Handelspartnern, Kriegsmaterial weiterzuliefern. Entscheidungsträger in Berlin und anderen Nato-Länder-Hauptstädten finden das nicht in Ordnung. Eine Mehrheit der Schweizer Bevölkerung ebenfalls nicht: 55 Prozent denken, Drittländer sollten in der Schweiz hergestelltes Kriegsmaterial an die Ukraine weitergeben dürfen.

Bloss, nicht das Volk entscheidet darüber, sondern gewählte Politiker. Und sie sind sich uneinig – die SVP ist dagegen, erklärt die Neutralität als unantastbaren Kern des eidgenössischen Selbstverständnisses. Während für die SP, die zweitstärkste politische Kraft, Neutralität verhandelbar ist. (Nicht vergessen: Im Herbst werden National- und Ständerat neu gewählt.)

«Wenn du neutral bist, bist du der Einzige, der auf einer Beerdigung nicht weint», wird Thomas Borer, früherer Schweizer Diplomat, heute Geschäftsmann, in der *Financial Times* wiedergegeben, «du machst dich nicht beliebt.» «Die Wirklichkeit lässt sich nicht neu machen», sagt Philip Roths Everyman, die Romanfigur (kein Schweizer). Doch eine neue Wirklichkeit, was die Neutralität betrifft, liesse sich machen, sagt mir Tim Guldemann, ehemaliger Schweizer Botschafter in Berlin. ««Was wollen wir?», nicht «Was dürfen wir?», das ist die Frage.» Weiter-Export von Kriegsmaterial, Freigabe von Leopard-Panzern, direkte Waffenlieferungen – könnte alles verhandelt werden, sagt der Diplomat, der SP-Nationalrat war. «Es geht nicht um das Völkerrecht, sondern um politische Fragen – und die Antworten sind innenpolitisch brisant.»

Zudem eine Geld-oder-Geist-Geschichte. Roger de Weck, früherer *Zeit*-Chefredaktor und Präsident des Graduate Institute of International and Development Studies in Genf, schreibt mir, dass sich heute weltumspannende Politik und Wirtschaft schwerlich trennen liessen. Weil geopolitische Konflikte auch auf wirtschaftlichem Feld ausgetragen würden. Und deshalb die Neutralität je länger, desto schlechter umsetzbar werde. «Wer aus der Solidarität ausschert, obwohl er mit dem Westen wirtschaftlich verflochten ist, gerät unter Druck.»

Adriel Jost, einst Nationalbank-Mitarbeiter, jetzt Ökonomie-Start-up-Unternehmer, betrachtet es weltanschaulich. «Gesinnungsethische Argumente zählen bei Wählern immer

«Wenn du neutral bist, bist du der Einzige, der auf einer Beerdigung nicht weint.»

mehr als verantwortungsethische», sagt er mir. Das heisst, das Richtige zu tun, egal mit welchen Kosten, schlägt pragmatische Lösungen zur Wahrung der eigenen Interessen. «Inländische Politiker gewichten darum wirtschaftliche Argumente weniger, und ausländische Politiker haben Anreize, der Schweiz wirtschaftlich Schaden beizufügen, auch wenn dies dem eigenen Land schadet.» Mit anderen Worten: Vorne links (Herz) ist mächtiger als hinten rechts (Portemonnaie). Klingt schön, würde die Neutralität aber nicht bloss in Frage stellen, sondern aufheben (womit ich leben könnte, falls das interessiert).

Kompliziert? Oder auch nicht. Die Schweiz soll weitere fünfzig bis hundert Milliarden Franken russische Vermögen einfrieren, findet Scott Miller, der amerikanische Botschafter in Bern und zurzeit beste Schweizer-Feind. Das wäre rechtsstaatlich bedenklich, klar. Vom Neutralitäts-Fallout gar nicht zu reden. Darum ist die Schweizer Haltung klar: Geht nicht, niemals, *no way*. Und falls es dann plötzlich doch geht – hier haben Sie's zuerst gelesen.



UNTEN DURCH

Salz des Lebens

Linus Reichlin

Ich sitze bei schönem Wetter oft auf einer Bank in der Akazienstrasse in Berlin. Hier leben viele junge Leute, also auch junge Frauen. Sie gehen an mir vorbei in ihren weiten, flatternden Hosen. Ich glaube, es sind Yogahosen oder jedenfalls solche, die dem Körper jede Freiheit lassen, nicht wie Jeans. Jeans, um das nebenbei mal zu sagen, sind steife Hosen, und wenn sie eng sind, sind sie ein Gefängnis für Hüften und Beine. Die jungen Frauen wollen sich aber nicht einengen lassen, das machen sie durch die Wahl ihrer Hosen deutlich. Ein bisschen hüftbetont darf die Hose zwar sein – denn man ist ja immerhin im Reproduktionsalter –, aber danach muss viel Luft um die Beine sein. Frisuren haben die jungen Frauen natürlich auch keine. Meine Mutter hat noch zwei Stunden pro Tag an ihrer Frisur gearbeitet, mit einer Armada von Haarsprays. Ihr Frisiertischchen glich einem Operationssaal. Zuoberst lagen in langer Reihe unterschiedliche Kämmе für jede Art der Feinarbeit an Stirn-, Schläfen-, Scheitelhaaren. Darunter lagen Bürsten in allen Variationen. Doch wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kam, hatte er nur noch Augen für

den Fernseher. Und meine Mutter sass perfekt frisiert auf dem Sofa und wartete auf ein romantisches Wunder. Ein solches Schicksal wollen sich die jungen Frauen, die an mir vorbeigehen, ersparen. Sie lassen ihre Haare einfach schnurgerade von A nach B wachsen. B ist meist das Schulterblatt. Dass ich an der Akazienstrasse nie eine junge Frau mit Locken sehe, kann a) daran liegen, dass Umweltgifte zu geradem Haarwuchs geführt haben, oder dass b) Locken eine natürliche Form der Frisur sind. Und Frisuren lehnen die jungen Frauen ja ab. Schon das Wort «Locke» klingt für sie wie «Blondine». Sie wollen ernstgenommen werden und nicht lockiges Haar haben!

Aber das sind nur so meine Vermutungen, wenn die jungen Frauen an mir vorbeiziehen. Oft sind sie zu zweit, und dann höre ich im kurzen Moment ihres Vorbeigehens Gesprächsfetzen. Diese jungen Frauen erzählen nichts einfach nur zum Spass. Sondern es geht immer um sehr ernste Angelegenheiten aus ihrem Leben. Sie haben sich mit ihrer besten Freundin verabredet, um ihr etwas wirklich Wichtiges zu erzählen. Oder sagen wir, beim Erzählen wird alles noch viel wichtiger, als es sonst schon ist. Die jungen Frauen lassen sich nicht vom äusseren Anschein täuschen. Äusserlich sieht es ja so aus, als würden sie, gerade weil sie junge Frauen sind, von der Gesellschaft mit offenen Armen empfangen. In den politischen Parteien, in den Geschäftsleitungen der Privatwirtschaft, bei Rundfunk und Fernsehen – überall will man sich mit jungen Frauen in Schlüsselpositionen schmücken. Ja, die jungen Frauen in der Akazienstrasse wissen durchaus, dass das Leben für sie ein Zuckerschlecken ist. Aber genau deshalb wissen sie auch, wie kostbar kleine Probleme sind. Sie wissen: Wenn man keine wirklich grossen Probleme hat, sind kleine Probleme das Salz des Lebens. Etwas, das einem Sinn und Halt gibt und worüber man stundenlang sprechen kann. An kleinen Problemen herrscht dank der Nachfrage auch kein Mangel. Zum Beispiel muss man sich als junge Frau überall gegen irgendeinen Mann durchsetzen. Im Beruf, im Privatleben, in der U-Bahn: Immer ist da irgendein Mann! Unter solchen Umständen fühlt man sich als junge Frau nie wirklich wohl. Man muss immer seine Stellung behaupten, sonst ist der Mann plötzlich wieder oben, wie im 19. Jahrhundert. Das stresst. Aber was weiss ich schon! Das sind alles

nur Vermutungen. Ich sitze nur auf meiner Bank, sehe all die gestressten jungen Frauen an mir vorbeigehen und denke: «Früher hätte sich eine neben mich gesetzt.» Und auch das ist mehr eine Vermutung als eine Tatsache.



FRAUEN Rachel Weisz, englische Rose Julie Burchill

Filmstars sind auch nicht mehr, was sie mal waren: Man vergleiche nur die faden *nepo babys* von heute mit den aus bescheidenen Verhältnissen aufgestiegenen, schillernden Vamps der goldenen Zeit von Hollywood. Es gibt nur wenige Stars, die es selbst zu was gebracht haben, und interessanterweise sind sie alle keine Amerikanerinnen wie die Australierin Margot Robbie und die Britin Rachel Weisz. Letztere hat neulich den wohlerprobten Weg von der grossen Leinwand zu den Streaming-Giganten eingeschlagen und spielt nun die Doppelhauptrolle in der Netflix-Neuverision von David Cronenbergs «Dead Ringers».

Die mittlerweile 52-Jährige strebte von jüngsten Jahren an danach, ein Star zu werden – und noch viel mehr nach einer ernsthaften Karriere. Mit vierzehn gewann sie einen Modelwettbewerb, worauf man ihr die Rolle der Bathseba im Richard-Gere-Flop «King David» anbot. Darauf verzichtete sie klugerweise, um ihre teure Ausbildung abzuschliessen. Mit fünfzehn war sie allerdings so aufmüppig, dass sie von zwei Privatschulen verwiesen wurde. Sie studierte Englisch in Cambridge; nachdem sie an verschiedenen Theatern vergeblich vorgesprochen hatte, gründete sie eben ihre eigene Theatertruppe.

Doch immer schon war klar, dass sie Erfolg haben würde: Nach ihrem Universitätsabschluss bin ich ihr öfter mal begegnet, und sie

war mit Abstand Londons schönste junge Frau. Mit 23 spielte sie die weibliche Hauptrolle in Noël Cowards «Design for Living», wenig später schaffte sie den Durchbruch in Hollywood mit «The Mummy». Seither hat sie kommerzielle und Arthouse-Filme klug gegeneinander aufgewogen und mit «Dead Ringers» nun die beiden Genres zu verbinden vermocht.

Nach ihrer überraschenden Heirat mit Daniel Craig – den sie kennengelernt hatte, als sie beide noch unbekannt waren – beantragten sie sofort die amerikanische Staatsbürgerschaft. Bei ihrer Hochzeit waren nur vier Gäste zugegen, und die zwei verhalten sich so unauffällig, dass es an Unsichtbarkeit grenzt. Als sie allerdings gemeinsam in Harold Pinters «Betrayal» am Broadway auftraten, brachte das 17,5 Millionen Dollar ein, so viel wie kaum eine andere Nicht-Musical-Inszenierung in jenem Jahr.

Ihre Unauffälligkeit fällt auf im Vergleich zu den nach Aufmerksamkeit lechzenden Promis unserer Zeit. Vielleicht rührt sie daher, dass beide etwas anderes darstellen, als sie sind: Daniel Craig, Sohn eines Pub-Besitzers, wurde berühmt als Inbegriff eines vornehmen Spions. Rachel Weisz, die als *English rose* gefeiert wird, stammt von Juden ab, die als Kinder aus Ungarn und Österreich nach England flüchteten, um den Nazis zu entgehen. Rachel Weisz ist Versteckspiele gewohnt: Hinter ihrer grossen Schönheit verbirgt sich ein scharfer Intellekt, ihrer Emigrantenherkunft zum Trotz spricht sie wie eine urenglische Gräfin – man weiss nie, was sie als Nächstes tun wird, doch eines ist klar: Sie wird exzellent sein.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Dornröschen

1. Prinz: Hier ist kein Durchkommen.
Die Dornenhecke ist viel zu dicht.

Fee: Wer die Prinzessin heiraten will,
muss Mut beweisen.

1. Prinz: Was macht die Prinzessin hinter
einer Dornenhecke?

Fee: Sie schläft, bis ein Prinz sie
wacküsst.

1. Prinz: Siehst du? Da lege ich mich
doch auch lieber schlafen, bis ein Prinz
mich wacküsst.

Fee: Aber du bist doch der Prinz!

1. Prinz: Ich fühle mich eher wie eine
Prinzessin. Und jeder hat ein Recht da-
rauf, das zu sein, als was er sich fühlt.

Gute Nacht. Zzzzzzz ...

2. Prinz: Wo ist die Prinzessin?

Fee: Du musst dich durch die Dornen-
hecke kämpfen und sie wacküssen.

2. Prinz: Das klingt anstrengend. Wer ist
das hier auf dem Boden?

Fee: Das ist ein Prinz, der glaubt, eine
Prinzessin zu sein.

2. Prinz: Heisst das, wenn ich ihn wack-
küsse, verwandelt er sich in eine Prinzes-
sin?

Fee: Red keinen Unsinn.

2. Prinz: Wieso Unsinn? Ich habe neulich
eine viel verrücktere Geschichte gehört,
von einem Frosch, der ein verwandelter
Prinz war. Also wenn dieser Prinz hier
eine verwandelte Prinzessin ist, dann
küsse ich doch lieber diese wach. Die liegt
ja schon hier! Smack!

1. Prinz: Wo bin ich?

2. Prinz: Ich habe dich wackgeküsst.
Warum verwandelst du dich nicht in eine
Prinzessin?

1. Prinz: Ich fühle mich wie eine Prin-
zessin!

2. Prinz: Wieso siehst du dann immer
noch aus wie ein Prinz?

1. Prinz: Vielleicht musst du dich erst
durch die Dornenhecke kämpfen.

2. Prinz: Wieso? Ich bin doch schon hier!

1. Prinz: Du kommst von der falschen
Seite.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Die Arche lebt

Eine Nachbildung von Noahs schwimmfähiger Behausung
ist in Amerika eine bodenständige Attraktion.



«Grösser, als es das Vorstellungsvermögen erlaubt»: Neo-Arche in Williamstown.

Christlich bescheiden kann man es nicht
nennen, doch was will man machen? Noahs
Arche war nun mal biblischen Ausmasses. Seit
der Eröffnung 2016 strömen pro Jahr rund
eine Million Menschen in den amerikanischen
Bundesstaat Kentucky, um die 1:1-Replik der
Arche Noah von aussen zu betrachten und ihr
Inneres zu erkunden. «Ark Encounter», zu
Deutsch: Arche-Begegnung, heisst das Mu-
seum, das 155 Meter lang, 26 Meter breit und
sechzehn Meter hoch ist. Es steht auf einem Ge-
lände in Williamstown und ist der Nabel eines
biblischen Themenparks, der 150 Millionen
Dollar gekostet haben soll.

Die Dimension der Arche soll beweisen, dass
es Urvater Noah und seiner Familie tatsächlich
möglich war, zwei von jeder Tierart in seine
schwimmfähige Behausung aufzunehmen
und der Sintflut zu trotzen. «Grösser, als es das
Vorstellungsvermögen erlaubt», lautet denn
auch der Neo-Arche-Slogan. Die riesige Holz-
konstruktion ist mit 132 Boxen versehen, in
denen Modelle einiger Tieren zu sehen sind,
die vielleicht auf der Original-Arche waren.
Richtige Lebewesen sucht man vergebens, auf
dem Areal gibt es zum Trost einen Streichel-

zoo und ein Restaurant für 1500 Gäste, damit
niemand verhungert.

Die Idee zu diesem Mammutprojekt stammt
vom australischen «Young Earth»-Kreationisten
(YEC) Ken Ham, der als CEO der Firma Answers
in Genesis (AiG) den Park gründete. YEC-Mit-
glieder glauben in aller Strenge an die Ent-
stehungsgeschichte der Menschheit, wie sie in
der alttestamentarischen «Genesis» beschrieben
ist und dass die Erde bloss wenige tausend Jahre
alt ist. Dieser Fundamentalismus führte wäh-
rend des Baus immer wieder zu Protesten. Da
AiG von Steuererleichterungen profitierte und
nur Leute einstellte, die eine Glaubenserklärung
unterschrieben, sahen Kritiker die Trennung
von Kirche und Staat in Gefahr und klagten. Das
Gericht entschied schliesslich zugunsten von
Ken Ham und seinem Unternehmen.

Beim Publikum kommt «Ark Encounter»
derweil gut an. Schon mehrmals kürte die
Leserschaft von *USA Today* die biblische At-
traktion zum besten religiösen Museum des
Landes. Und selbst Hardrock-Fürst Ozzy
Osbourne schaute während seiner Reality-TV-
Show «Ozzy & Jack's World Detour» mit sei-
nem Sohn kurz auf der Arche vorbei.



VIP-Musikreise Brandenburg/Lübeck

Musik liegt in der Luft

Lassen Sie sich von der Schönheit und Eleganz Brandenburgs und Schleswig-Holsteins verzaubern, und tauchen Sie ein in eine Welt voller Tradition und Leichtigkeit. Auf Stadtrundgängen sowie Ausflügen ins Grüne und an die malerische Küste erleben wir die Faszination dieser einzigartigen Regionen. Klangvoll untermalt wird die neuntägige Reise von den unvergesslichen Darbietungen talentierter Musikerinnen und Musiker aus aller Welt.

Das Abenteuer beginnt in der prächtigen Residenzstadt Potsdam, einst Herz des preussischen Königreichs. Das beeindruckende Ensemble aus achtzehn Schlössern und wunderschönen Parkanlagen ist ein wahres Fest für die Sinne. Wir logieren im exklusiven «Precise Resort» am Schiellowsee in Werder und lassen uns unter anderem von Sol Gabetta in der Staatsoper Unter den Linden und von «Romeo & Julia» im Theater des Westens begeistern. Aufregend wird unser Ausflug in den geheimnisvollen Spreewald. Auf einer idyllischen Rundfahrt erleben wir die geheimnisvollen Flussverzweigungen der Spree. In Berlin begeben wir uns auf eine Zeitreise in die Welt der Spionage während des Kalten Krieges.

Weiter geht es in die bezaubernde Hansestadt Lübeck in Schleswig-Holstein. Hier erwartet uns das «Schleswig-Holstein Musik Festival», das seit Jahrzehnten zu den Highlights der Musikszene zählt. Hier haben wir das Privileg, weltweit bekannte Musikerinnen und Musiker an ungewöhnlichen Orten zu erleben. Auf Abstechern in die Holsteinische Schweiz machen wir uns vertraut mit

der faszinierenden Gegend mit den Herren- und Gutshäusern, idyllischen Fischerkaten und den weiten Stränden der Ostseeküste.

Musikgenuss pur

- «Romeo & Julia» im Theater des Westens
- Sol Gabetta in der Staatsoper Unter den Linden, Sommerkonzert mit einer argentinisch-französischen Cellistin
- Shakespeares «Sommernachtstraum!» auf Gut Hasselburg
- Musikalische Geburtstagsparty: Daniel Hope und Ensemble Amarcord in Grosshansdorf
- Konzert für Mandoline und Orchester: Avi Avital und Academy of St Martin in the Fields

Lassen Sie sich diese Rarität nicht entgehen. Alle Leistungen sind im Preis inbegriffen. Sie brauchen keinen einzigen zusätzlichen Franken.

Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Musikreise Brandenburg/Lübeck

Reisetermin:

12. bis 20. Juli 2023

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Berlin, Hamburg–Zürich
- Transfers und Ausflüge mit Bus
- Alle Übernachtungen in Erstklasshotels
- Frühstückbuffet, Mittag- und Abendessen
- Musical im Theater des Westens, Berlin
- Sommerkonzert in der Staatsoper Unter den Linden Berlin
- 3 Konzerte im Rahmen des «Schleswig-Holstein Musik Festivals»
- Getränke zu den Hauptmahlzeiten: Wein/Bier, Kaffee/Tee
- Reiseleitung ab der Schweiz / Medizinische Begleitung
- Alle Trinkgelder
- Informations-Treffen vor Abreise mit Mittagessen

Preis (pro Person im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 7280.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 7580.–

Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 041 666 57 57 oder per E-Mail an sarnen@wirztravel.ch. Bitte Stichwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

Wirz Travel, 6060 Sarnen
wirztravel.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Digitale Visitenkarte: A. Zaccari (Rhenus Alpina), D. Zimmermann (Concreda AG).



Gemüsebauer Beat Bösiger mit Veranstalterin Michelle Kumkli und ihrer Mutter Manuela.



Gern gesehen: Adrian Schoop, CEO Schoop + Co.



Auftritt: Josef Furrer, Samson Schmidli, Sarah Notter, Walter Bucher, Sepp Dahinden.



Hahn im Korb: Massimo Bella (KMU Personal AG), flankiert von Cäcilia Aschwanden und Tanja Fischer (beide Kumkli Netzwerk).

BEI DEN LEUTEN

Guter Geist von Sempach

In der Festhalle Seepark fand das 33. Unternehmerforum «Know How Place» statt. Die 120 Teilnehmer waren begeistert.

André Häfliger

Das Forum wurde an bester Lage am Ufer des Sempachersees abgehalten. Draussen die Alphornbläser Schweighof am Pilatus und die Fahنشwingergruppe Wilihof. Drinnen ein riesiges Gemälde der Schlacht bei Sempach. «Das war am 9. Juli 1386», wusste der Aargauer SVP-Nationalrat **Andreas Glarner** sofort. Zuerst feine Häppli beim Apéro, dann an den gediegen gedeckten Tischen Rindsschmorbraten, Bärlauch-Risotto und Zwetschgen-Streuselkuchen. Herzlich der Empfang von Veranstalterin **Michelle Kumkli**: «Wir machen alles mit Herzblut in unserem Familienunternehmen. Wir wollen qualitativ wachsen.»

Wie immer hochkarätig waren die Referentinnen und Referenten. Zuerst stellte **Martin Sonderegger**, Direktor Bundesamt für Rüstung (Armasuisse), klar: «Beamte sind wir schon lange nicht mehr. Vielmehr, wie fast alle hier, Unternehmer.» Wie einst Autokönig **Emil Frey** fügte er an: «Ohne Freude kann man bei uns nicht arbeiten!» Eindrücklich war auch das Referat von **Natalie Spross**, VR-Delegierte der fünften Generation der vor 131 Jahren gegründeten Gross-

gärtnerei Spross mit 170 Mitarbeitenden. «Heute Morgen wollte ich den Rasen mähen. Da merkte ich, dass ich keinen Rasenmäher habe», erzählte die Tochter des Gärtners der Nation der *Weltwoche*. «Gibt's ja nicht», staunte Vater Spross. Und verriet: «Im Sommer übernehme ich die Frauenabteilung des Grasshopper Club.» **Natalie Spross**, zweifache Mutter, sagte auch: «Mit dem Wissen von heute würde ich einiges anders machen. Man lernt viel.» Um zu lernen, Chef zu sein, hat **Lindt-Schoggikönig Ernst Tanner** zu einem sehr kreativen und unkonventionellen Mittel gegriffen. Er hat seinem Sohn **Derek** in Frankreich kurzerhand eine Messerfabrik als Übungsfeld gekauft.

Am Schluss waren alle begeistert vom Event. «Es war wieder sehr interessant und aufschlussreich», sagte **Marianne Schumacher**, Leiterin Events bei Autogigant **Emil Frey**. Ex-Skistar **Conradin Cathomen**: «Toll! Ich habe viel gelernt. Der Geist von Sempach ist ein guter.» **Stephan Thaler**, Geschäftsführer der Anlagestiftung bei **Swiss Life**: «Nur der Schatzinhalt in der Truhe der Referenten-Geschenke bleibt ein wohlgehütetes Geheimnis.»



Sicherheit: Marco Stadler (Green Datacenter AG) mit Tresor-Geschenk für die Referenten.



Im Gespräch: Marco Hess und Laurent Wahli (beide Emil Frey).



In Festlaune: Ex-Skistar Conradin Cathomen mit Roy Weber (Cenit).



Gärtner der Nation: Heinz Spross mit seiner Tochter und Referentin Natalie.



Im Element: Marianne Schumacher, Leiterin Events Emil Frey.



Beschwingt: SVP-Nationalrat Andreas Glarner mit den Unternehmern Rolf Leu von AKB und Otto H. Suhner.



Starkes Duo: Hanspeter Lutz (Extreme Networks), Stephan Thaler (Swiss Life).

Wir nehmen es genau

Restaurant Rössli

Freihofweg 3, 7310 Bad Ragaz;
Telefon 081 302 32 32;
sonntags und montags geschlossen.

Essen, die mit einer Enttäuschung starten, haben es später schwer, in guter Erinnerung zu bleiben. Als ich kürzlich zum Lunch im «Rössli» in Bad Ragaz Platz nahm, erfuhr ich als Erstes, was nicht möglich ist. Das Drei-Gang-Menü werde nur für zwei Personen serviert – wegen der Grösse des doppelten Entrecôtes im Hauptgang. Das konnte ich gut verstehen. Weniger einleuchtend schien mir die sofortige, abschlägige Antwort auf die Frage, ob das Menü allenfalls mit einem anderen Stück Fleisch zuzubereiten wäre.

Wenn ich Kommunikationsberater und nicht Restaurantkritiker wäre, würde ich in diesem



Fall empfehlen, wenigstens so zu tun, als würde man versuchen, einen relativ simplen Wunsch eines Gastes zu erfüllen. Aber offenbar nimmt man es im «Rössli» sehr genau mit der Nur-für-zwei-Personen-Regel. Danach allerdings ging es stetig aufwärts. Bloss das etwas ausdruckslose Halbweissbrot zum Start passte noch zur unterkühlten Begrüssung.

Der ein wenig zu weich gekochte Fläscher Spargel wurde mit gebratenen Eglifilets und einer Creme auf der Basis von schwarz fer-

mentiertem Knoblauch zum Wohlgefühlgericht verfeinert, auch wenn ich etwas Säure passend gefunden hätte, um der Vorspeise etwas Leichtigkeit zu verleihen. In jedem Detail perfekt war die auf den Punkt saftig gebratene Seezunge mit einer aromatischen, mediterranen Mischung aus gehäuteten Cherry-Tomaten, Oliven und Artischocken sowie einer Vielzahl von Kräutern und schliesslich jungen, gebratenen Kartoffeln mit gutem Biss.

Das Millefeuille zum Dessert hätte mit etwas dünner ausgerolltem – und vielleicht sogar caramelisiertem – Blätterteig noch besser geschmeckt, aber die Kombination mit einer Ganache aus 68-prozentiger Schokolade, Haselnüssen und Nougat war ein guter Abschluss eines Essens, das glücklicherweise nur kurzzeitig eine Enttäuschung erwarten liess.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Der Vulkan lebt

Tenuta Nicosia Trecastagni: Monte San Nicolò. Etna Rosso DOC 2019. 13%.
Küferweg Seon. Fr. 24.–. www.kueferweg.ch

Manche halten die neue Aufmerksamkeit für die Weine vom Ätna, dem mächtigen sizilianischen Vulkan, für eine Mode. Tatsächlich finden die Gewächse von seinen Hängen ein immer wachsendes Publikum, seit gegen Ende des letzten Jahrhunderts einige Pioniere, wie so oft aus anderen Gegenden Italiens oder gar aus dem Ausland zugezogen, die Möglichkeiten dieses mythischen Terroirs entdeckt hatten. Wiederentdeckt, sagen sie selber, der unlängst verstorbene Andrea Franchetti, Marco de Grazia, der fundamentale Frank Cornelissen und eine Handvoll weitere, die Stars der «Ätna-Renaissance». Diese zielte nicht so sehr auf einen neuen Markt als vielmehr auf die Konzentration auf alte, mehrheitlich verschüttete oder vergessene Qualitäten im Weinbau am enorm fruchtbaren und (bei gelegentlichen Ausbrüchen) furchtbaren Vulkan. Sie meinte die Wiederentdeckung alter Sorten, der weissen Carri-



cante, vor allem aber der roten Nerello Mascalese, einer Traube, die wegen des diskreten Hellrots der aus ihr gewonnenen Säfte auch schon Nebbiolo oder Pinot noir des Südens genannt wurde. Wie keine drückt sie das mineralische Potenzial ihres Terroirs aus und hat mit ihrer Verbindung von Power und Eleganz ihr ganz eigenes, unverwechselbares Profil.

Die renommiertesten dieser neuen Nerello-Protagonisten arbeiten in Lagen auf der kühleren Nordseite des Vulkans (und zum Teil in beträchtlicher Höhe). In den Augen des Winzers Ciro Biondi, dessen Reben im südöstlichen Trecastagni stehen, ist deren exklusiver Anspruch auf die Ätna-Renaissance allerdings fragwürdig, ja: «Die historischen *cantine* waren ursprünglich alle hier.»

So die Tenuta der Gebrüder Graziano und Francesco Nicosia im selben Trecastagni. Ihre Familientradition reicht zurück bis ins vorletzte Jahrhundert. Mit der Önologin Maria Carella bearbeiten sie Rebberge auf insgesamt über 163 Hektaren. Nur ein Teil davon liegt allerdings am Ätna, ein anderer im Süden, hauptsächlich in der Appellation Vittoria.

Nicosias Nerello Mascalese von der Contrada Monte San Nicolò (*contrade* werden in der Appellation Ätna die einzelnen Lagen genannt, insgesamt sind es 133) – dieser Monte San Nicolò ist mit 10 000 Flaschen gewissermassen eine Rarität (bei einer Gesamtproduktion der Tenuta von rund zwei Millionen). Er ist ein herrlich fruchtfrischer (Johannisbeeren, Kirschen), würziger, dank sandigem Vulkanboden mineralisch knackiger Wein, mit gut eingebundenen Tanninen und ein paar Nuancen Vanille (vom teilweisen Ausbau im Holz). Eine elegant vielfarbig oszillierende Anmutung und dahinter ein tiefer Unterbau mit langem Nachhall. Ein starker Charakter mit elegantem Auftritt. Klassischer Nerello Mascalese eben.

Mobilität von unten

Elektroautos sind bisher ein eher elitäres Projekt. Zum Glück gibt es den Renault Megane E-Tech.



Elektromobilität, da sollte man ehrlich sein, ist zurzeit noch ein ziemlich elitäres Projekt. Der Anschaffungspreis ist hoch, die Preisentwicklung für gebrauchte batterie-elektrische Fahrzeuge (BEV) unsicher, und vor allem braucht es zu Hause eine Infrastruktur, die Eigenheimbesitzer bevorzugt und Mietern Probleme macht. Die Installation von Wallboxen mit 11 oder 22 kW Kapazität ist aufwendig und teuer, nicht jeder Vermieter ist dazu gleichermassen motiviert. Meine Hausverwaltung hat mich aber immerhin eben darüber informiert, dass neue Elektroparkplätze installiert werden sollen. Sie kosten allerdings fünfzig Franken mehr als Plätze ohne Lademöglichkeit, die Stromkosten sind dabei natürlich noch nicht inbegriffen.

Was bis vor kurzem noch als unschlagbarer Vorteil in der Kosten-Nutzen-Rechnung eines BEV galt, ändert sich gerade dramatisch. Ein Elektrofahrzeug zu laden, ist ziemlich teuer geworden. Und angesichts grün-roter Verknappungsstrategien beim Strom ist mit weiteren Preissteigerungen zu rechnen. Ich bin ja kein Betriebswirtschaftler, aber wenn man wie in Deutschland – und in der Schweiz von vielen gewünscht – CO₂-freie Energiequellen abstellt und gleichzeitig den Bedarf erhöht (Wärmepumpen, E-Fahrzeuge), trifft ein knapper werdendes Gut auf eine steigende Nachfrage. Das scheint mir keine gute Nachricht für die Umwelt und für Leute zu sein, die ihre Arbeit auch in Zukunft nicht bequem am Esstisch aus FSC-Holz mit dem Laptop erledigen können, sondern dafür vor Ort sein müssen.

Da haben manche Autohersteller Ideen, die dem sozialen Zusammenhalt förderlicher erscheinen. Die französische Marke Renault beispielsweise bietet schon seit 2013 den kleinen Zoe an und seit kurzem den neuen Megane E-Tech, einen vollelektrischen Kompaktwagen in der sogenannten Golf-Klasse, der für einen vernünftigen Preis alles bietet, was von einem alltagstauglichen Fahrzeug mit Stromspeicher und Elektromotor erwartet werden kann.

Potenzial zur Breitenwirkung

Technisch und qualitativ ist der Megane einwandfrei, Stadt- und Autobahnfahrten sind gleichermassen angenehm, die theoretische Reichweite liegt bei hervorragenden 450 Kilometern, in der Realität ist es naturgemäss etwas weniger, aber immer noch völlig ausreichend. Weil der Megane weniger als 1800 Kilogramm schwer ist und offensichtlich auf Energieeffizienz geachtet wurde, pendelt sich der Verbrauch bei rund 17 kWh auf hundert Kilometer ein. Das ist ein ausgezeichnete Wert und angesichts steigender Strompreise ein wichtiger Parameter. Und es komplettiert das Bild eines Elektroautos mit einem gewissen Potenzial zur Breitenwirkung.

Renault Megane E-Tech Electric EV60 Iconic

Motor/Antrieb: Elektromotor, Automatik; Leistung: 218 PS/160 kW; max. Drehmoment: 300 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 60 kWh; Reichweite (WLTP): 450 km; Verbrauch (WLTP): 17,3 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Preis: Fr. 46 000.–



OBJEKT DER WOCHE

Am besten eisgekühlt

Strohtasche von Anya Hindmarch
Für ca. Fr. 615.– erhältlich

Als Wolfgang Schetelig, Chefchemiker des Coca-Cola-Ablegers in Deutschland, 1940 Fanta erfand, dachte er wohl nicht im Traum daran, dass der Schriftzug seines spritzigen Süssgetränks im Jahr 2023 auch als Verzierung einer begehrten Designertasche erfrischend wirken würde.

Das höchste aller Glamourgefühle für Fanta war bisher, als es 1988 zur Lancierung einer neuen Geschmacksrichtung in der Fernsehwerbung «Mango» zur Melodie von «Day-O (The Banana Boat Song)» des soeben verstorbenen genialen Entertainers Harry Belafonte über das Meer rief. Im Spot entstieg dann aber nicht die bezaubernde Ursula Andress dem Karibischen Meer, im Liegestuhl am Strand lag ein animiertes Fläschchen im lustigen Sonnenschirmchen-Drink-Stil. «Schon probiert, die tolle Fanta Mango?», flötete eine Stimme. Als Ersatz von Coca-Cola, dessen Produktion in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs ausfiel, konnte sich Fanta im Markt etablieren; «Fanta Orange» ist ein weltweiter Süssgetränke-Klassiker.

Er brachte auch die britische Erfolgsdesignerin Anya Hindmarch auf den Geschmack. Sie hat das Logo auf eine ihrer berühmten Tragtaschen, diese hier ist aus Papierstroh mit Ledertrageriemen, eingeflochten – natürlich mit dem kecken Hinweis: «Best Served Chilled». Die Modebibel *Vogue* führt die Tasche unter jenen Accessoires auf, die in diesem Sommer zum Verkaufsschlager werden könnten.

Benjamin Bögli

Feine Unterschiede



Dank der HBO-Serie «Succession» boomt der «Old Money Look».

Während teure Marken ihre Streetwear in auffälligen Farben, markanten Silhouetten und grossen Logos präsentieren (der Grund ist wohl, dass die Teile auf Screens gut rüberkommen und nicht im echten Leben), ist derzeit auch der gegenläufige Trend zu beobachten: stiller Luxus, der sich in der Mode durch schlichte Schnitte, unauffällige Farben und ohne Logo, dafür aber in hochwertigen

Materialien präsentiert; in sozialen Medien unter *oldmoneyaesthetic* zusammengefasst. Anteil an der Popularisierung des schlichten Luxus dürfte die HBO-Produktion «Succession» haben, die Serie spielt im Milieu von Milliardenerben, deren Protagonisten den Habitus mit Oberschicht-Codes verinnerlicht haben, und dieser artikuliert sich eben nicht in Bling-Bling, sondern in den feinen Unter-

schieden. Luxus zu Demonstrationszwecken ist Neureichengeschmack und etwas für Parvenüs. Dank boomendem Secondhand-Markt wird der «Old Money Look» nun von der jüngeren Generation gekapert. Mal sehen, wo in Zukunft «die feinen Unterschiede» liegen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, mein Mann möchte, dass wir uns beim Sex filmen. Ist das empfehlenswert, oder gibt das bloss Ärger? Man weiss ja nie, was mit dem Material passiert. L. R., Montreux

Sich beim Sex zu filmen, ist eine reizvolle Vorstellung. Zum einen haben die meisten schon einmal Pornos gesehen und diese als anregend erlebt. Für viele Menschen ist es zum ändern eine erotische Vorstellung, beim Sex beobachtet zu werden oder andere Menschen dabei zu beobachten. Sich selbst zu filmen, ist eine einfache Methode, dieses «Beobachtet-Werden» in der Partnerschaft zu erleben. Wir fühlen uns sicher und wissen, dass die Videokamera kein echtes drittes Auge ist – wenn es dabei bleibt. Denn hier sprechen Sie die Unsicherheiten an, die im Vorfeld gründlich besprochen werden sollten. So können Sie vermeiden, dass Ihr Film in falsche Hände gerät und ihn auch



Menschen sehen, für die er nicht bestimmt war. Während man früher sicher wusste, wo der Streifen gespeichert wird, ist heute nichts mehr sicher. Geräte und die Inhalte, die sich darauf befinden, vernetzen und synchronisieren sich. Die Frage, was mit dem Material geschieht, ist mehr als berechtigt.

Im Vorfeld sollte deshalb neben der Technik auch geklärt werden, ob beide Partner diese Spielart ausprobieren möchten oder ob die Initiative eher von einem ausgeht.

Wie sicher fühlen Sie sich mit Ihrem Partner? Treffen Sie klare Vereinbarungen darüber, was mit den Aufnahmen passieren soll. Wer darf sie sehen, wo werden sie gespeichert, was passiert im Falle eines Streits oder einer Trennung? Wenn Mann und Frau sich so verletzlich zeigen, muss im Vorfeld ein sicherer Rahmen abgesteckt werden. Entscheiden Sie sich für diese Spielart, empfehle ich Ihnen eine Videokamera mit Stick, mit der Sie sichergehen, dass der Film erst mal nur dort gespeichert ist. Wollen Sie auf Aufnahmen verzichten und sich dennoch beim Sex beobachten, leistet ein grosser Spiegel im Schlafzimmer gute Dienste. Sich selbst darin beim Sex zu beobachten, kann sehr reizvoll sein.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Karl Müller senior

Der Erfinder des Luftkissenschuhs setzt sich auch im Pensionsalter noch unermüdlich für die Volksgesundheit ein. Sein Familienunternehmen Kybun ist auf Expansionskurs.

Wie es ist, gegen Windmühlen zu kämpfen, weiss kaum einer besser als Karl Müller senior. Der Gründer der Schweizer Schuhmarke Kybun brennt seit Jahrzehnten für elastisch-federnde Schuhe als Gesundheitsmassnahme – jeden Tag. Aus diesem Grund ist der von ihm entwickelte medizinische Luftkissenschuh entstanden. «Obwohl unsere Produkte bei den meisten Problemen am Bewegungsapparat wie Rücken, Hüfte, Knie oder Fuss helfen, renne ich bei den Orthopäden und Krankenkassen immer noch gegen eine Wand», sagt der 71-jährige Thurgauer im Gespräch bei einem Kaffee. Der ETH-Maschinenbauingenieur mit Schwerpunkt Mess- und Regeltechnik, der lange in Südkorea lebte, ist überzeugt davon, dass die meisten orthopädischen Operationen nicht nur sinnlos, sondern zum Teil gar gesundheitsschädigend seien.

Alternative zu Operationen

Gemäss den Aussagen von Müller entfallen rund 20 Prozent oder zwanzig Milliarden Franken der jährlichen Schweizer Gesundheitskosten auf orthopädische Operationen. «Ich bin überzeugt davon, dass man neunzehn Milliarden davon einsparen könnte, wenn unsere Schuhe als Alternative in Betracht gezogen würden», erklärt er. Bei richtiger Anwendung liessen sich mit den Kybun-Produkten zahlreiche Operationen vermeiden oder aber hinauszögern. «Ich garantiere, dass die meisten Menschen mit einer hochgradigen Kniearthrose nach fünf bis zehn Minuten in unseren Schuhen schmerzfrei sind.» Er stört sich vor allem daran, dass die Schulmedizin nicht den Ursachen der Probleme auf den Grund gehe, sondern einfach die Symptome bekämpfe. «Doch es geht halt um sehr viel Geld, und niemand lässt gern von seinen Pfründen ab», erklärt Müller. Er kämpft auch gegen die weitverbreitete Meinung an, dass die Abnutzung von Gelenken und Knorpeln nicht reversibel sei. «Das ist mein altes Anliegen, das im Übrigen wissenschaftlich belegt ist.»

Als Beweis für die Wirksamkeit seines Konzepts zieht er gern seinen eigenen Fall heran: «Als ich noch Fussball spielte, plagten mich stets Rücken- und Achillessehnenprobleme –



Immer neue Läden: Schuhunternehmer Müller.

bis ich meine eigenen Schuhe trug.» Das waren damals noch Exemplare der Marke MBT, die Karl Müller 1998 gegründet hatte und 2006 verkaufte. Ab 2009 ging es mit Kybun weiter, 2022 kam die Schuhmarke Joya seines Sohns Karl Müller junior dazu, die auf der gleichen Idee basiert. Müller senior ist heute noch Verwaltungsrat der Gruppe mit dem Hauptsitz in Roggwil TG und der Schweizer Produktion in Sennwald. Ob mit MBT oder jetzt mit Kybun und Joya: «Unser Ziel war und ist es immer noch, die Bewegung im Gelenk zu optimieren.» Heute sorgt ein Luftsohlenkissen dafür, dass die Kundinnen und Kunden weich, elastisch und federnd im Schuh abrollen können

und so mobilisiert werden. «Dadurch werden die Schläge minimiert, so dass sich der Knorpel erholt und nachwächst», sagt Karl Müller.

Die Kybun-Joya-Gruppe vertreibt ihre Schuhe in rund vierzig Ländern über autorisierte Partner und immer mehr eigene Geschäfte. «Grundsätzlich leben wir von der Mundpropaganda, denn wir haben im Vergleich zu den internationalen Konzernen nicht so ein grosses Werbebudget», sagt Müller lachend. Hauptmärkte sind die Schweiz und Deutschland, aber auch Nahost, Spanien und Italien sind wichtige Absatzgebiete. «Den nächsten Laden eröffnen wir voraussichtlich Anfang Juni an der Augustinergasse in Zürich.»

Michael Baumann

Heliane Canepa, Unternehmerin

Sie geht unbeschwerter in die Woche, wenn der FCZ drei Punkte holt; die Leinenpflicht für Hunde würde sie gerne abschaffen, einmal bat sie Tom Jones um ein Autogramm – für ihren Mann.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Heliane Canepa: Es sind die vielen Männer und Frauen, die im weitreichenden Pflegebereich das ganze System am Laufen halten.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Canepa: Tom Jones, aber nicht für mich, sondern für meinen Ehemann. Obwohl er grundsätzlich keine Autogramme gibt, hat er für mich eine Ausnahme gemacht.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Canepa: Als so einmalig würde ich mich nicht betrachten.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Canepa: Mein Erwerbseinkommen ist null.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Canepa: Loyalität und ein Sixpack.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Canepa: Vermutlich wie jedermann vor Schicksalsschlägen im Familienkreis.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Canepa: Als wir unseren vierzehnjährigen Hund Kooki gehen lassen mussten.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Canepa: Ich will mich namentlich nicht festlegen, aber die Person sollte relativ jung, dynamisch und weltoffen sein. Und fließend Englisch sprechen können.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Canepa: Ja.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Canepa: Ich bin nicht auf eine Partei fixiert.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Canepa: Das möchten Sie wohl gerne wissen.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Canepa: Da gibt es viele aus den siebziger und den achtziger Jahren.



«Singen wie damals die Callas»: Canepa, 75.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Canepa: Ich träume, aber ich kann mich nie daran erinnern.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Canepa: Nichts, ich bin ganz zufrieden.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Canepa: Mit meinem Mann. Ob bekannt oder nicht bekannt.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Canepa: Nein, *never ever*.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Canepa: Diese Figur müsste erst noch erfunden werden.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Canepa: Nur wer hart dafür arbeitet, erreicht auch etwas im Leben.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Canepa: Es kommt darauf an.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Canepa: Ich hätte keine Lust, ständig zu überlegen, was ich nun essen darf und was nicht. Und wahrscheinlich ist diese einseitige Ernährungsform auch nicht sehr gesund.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Canepa: Wir sind nicht mehr unter den Lebenden. Das ist alles.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Canepa: Abschaffung der allgemeinen Leinenpflicht für Hunde.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Canepa: Ich würde gerne singen können wie damals die Callas.

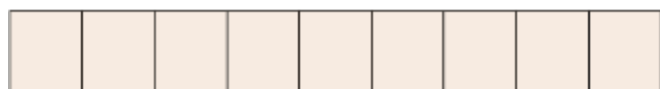
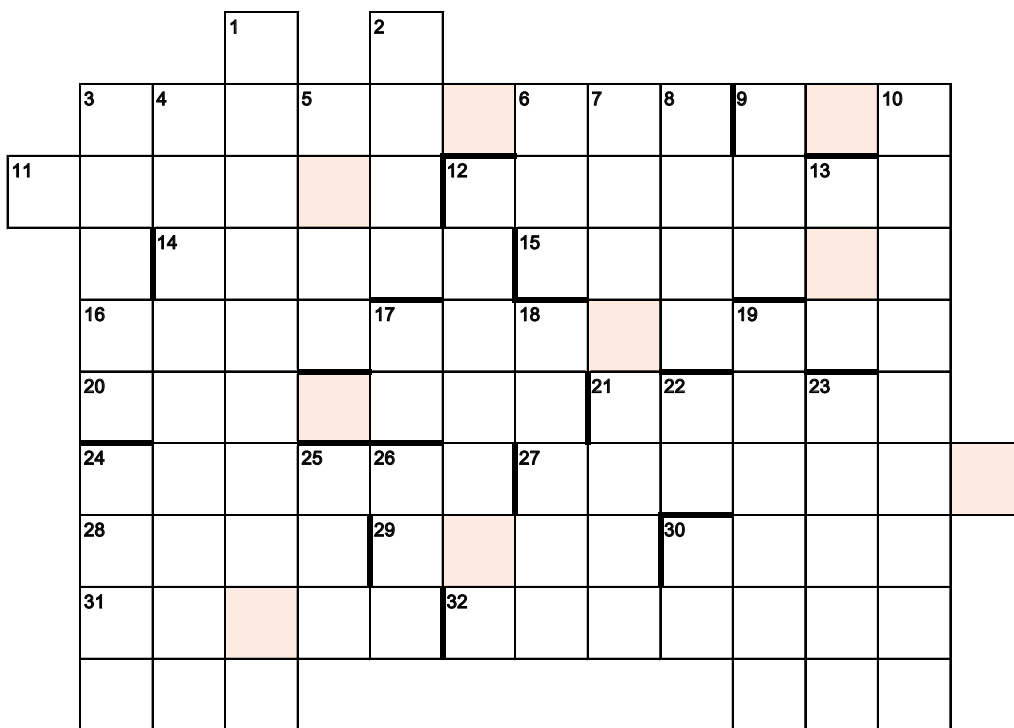
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Canepa: Was ich aus meinem Elternhaus mitbekommen habe, hat mich mein ganzes Leben lang geprägt.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Canepa: Da gibt es viele Momente. Aber klar, wenn der FCZ drei Punkte gewonnen hat, beginnt die Woche schon mal etwas unbeschwerter.

Die gebürtige Österreicherin Heliane Canepa studierte in London, Paris und in den USA; an der Spitze des Zahnimplantate-Herstellers Nobel Biocare machte sie sich einen Namen als eine der erfolgreichsten Geschäftsfrauen Europas. Seit 1973 ist sie mit FCZ-Präsident Ancillo Canepa verheiratet.



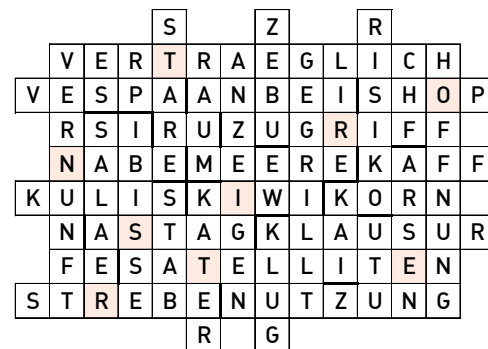
Lösungswort — Feierlichkeit zu Ehren eines Alt-Bundesrates?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 wie Ärzte-Domizile gelegen sein sollten? 9 nach US-Bundesstaat tönende Dame 11 so ist längst nicht alles, was man im Necessaire mit sich herumschleppt 12 Kugelschreiber für die Luftfahrt? 14 ist ... genommen ein recht vager Begriff 15 gewissen Leuten geht es gegen ihn, dass man in der Schweiz legal auf ihn gehen kann 16 nie geschieht, aber anders angeordnet 20 für manche nicht Herbst, für andere dringend 21 Deutschschweizer Teil der Ragazzi della Nord 24 nicht im Überfluss vorhanden, aber einst in dienender Position tätig 27 kriegssymbolfreie Tierkunde, hier geht es nur um noch nicht geborene, bzw. geschlüpfte, Tiere 28 hält, wer sich nicht zu äussern wagt oder wer in Südafrika bezahlen möchte 29 nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch in Kreuzworträtseln verbreitete Gepflogenheit 30 mundartlich ohne Probleme, in fast jedem Schmuckkästchen zu finden 31 von Opfertypen benötigt? 32 passendes Gewässer für Mochtetern-Klabautermann Pumuckl

Senkrecht — 1 Erfinderschutzurkunde vor einstigem Vor 2 kilo-mega 3 polnische Stadt, häufig eingenommen – nicht von Soldaten, sondern für Fotografen 4 rätomanischer Hans mitten in brasilianischer Währung, insgesamt von hier 5 in Weltsprache halb entspannend und nützlich fürs Networking 6 ist Amelandtouristen und Kreuzworträtslern wohlbekannt 7 blüht am Südostufer des Zugersees? 8 macht Ochsen erst so richtig zum Rindvieh 9 die klassische Frage nach dem Wo 10 vier mal zwei Stöckli Glarner Käse? 12 manchmal elitär und manchmal koffeinhaltig 13 hier, aber woanders 17 gekürzte Erstausgabe 18 ist eindeutig nebulös, trotzdem werden ihr sehr viele Daten anvertraut 19 sein Motto: Liebe kommt von lieben und ich fange bei mir an 22 in Chicago einst kriminell, in Italien einfach zum 23 kein Pferdefleisch, aber auch in Lasagne zu finden 24 nicht nur beim Bau von ...-kenhäusern nützlich 25 in Updates enthaltenes Kleingerät 26 absolut rein, wenn nicht vom Abenteuerland schwärmend 30 relativ kurzes relatives Risiko

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 816



Waagrecht — 4 VERTRAEGLICH 13 VESPASIAN 14 ANBEISSEN 15 SHOP (Anagramm) 16 VORSILBEN (Radiotelevisione Svizzera di lingua italiana) 19 der Erdkruste / (G) RUBEN (Ruthenium) 20 ZUGRIFF (Zugriff) 21 gute-NABENden 22 MEERE 24 KAFF 26 KULIS (indische Tagelöhner, ugs. für Kugelschreiber) 28 KIWI (Kiwi-Emoji steht im Internet für transfeindlichen Feminismus) 29 KORN 30 ASTAG (Ast-AG) 31 KLAUSUR (klau Sur) 33 FEdermessern/FEinsinnigen 34 SATELLITEN 35 STREBE 36 NUTZUNG

Senkrecht — 1 STARE (engl. für starren) 2 RatZEBURg 3 RISIKO 4 VERNUNFT 5 ESche 6 RP (Rheinland-Pfalz, Rappen) 7 RAUM 8 ANZEIGEN 9 GEGRILLT 10 LI-RE (franz. für lesen) 11 CHF 12 HOFFNUNG 17 SALAER 18 IBISSE (i-Bisse) 23 EW 25 (P)ARSENn 27 STAB (engl. für erdolchen) 28 KATER 29 KAI Pflaume 31 KLUG 32 der Haute CoUTure

Lösungswort — **TORNISTER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

THERE IS ETERNITY IN EVERY BLANCPAIN

Embraced by passion.



Ladybird
Collection

A Ladybird is for eternity.

Crafted with the finest mechanical movements, the Ladybird reflects our trailblazing role in the history of feminine watches. It embodies our passion for the extraordinary.

JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BOUTIQUE ZÜRICH · BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
BOUTIQUE GENÈVE · RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENÈVE · TEL. +41 (0)22 312 59 39